# BLIOTHEK
## DER
# TERHALTUNG
## UND DES
# WISSENS








Bücher-Sammlung

von






# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Novellette
„Brigittes Hochzeitsfahrt“ von F. Carla Schneider. (S. 80)
Originalzeichnung von A. Wald.

# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Siebenter Band





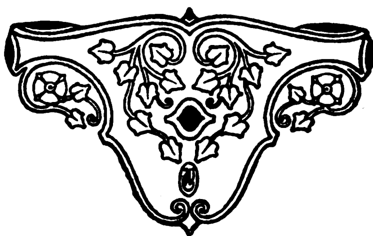
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



# Inhalts-Verzeichnis.







# Willst du dein Herz mir schenken —

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung und Schluß.)  

Ich habe mit den Kniebels nichts mehr zu schaffen," sagte Frau Müllbrich, ihre Tränen trocknend. „Sie haben mein Kind von mir gerissen — immer, immer. Ich stehe jetzt allein —"

„Nicht allein und nie mehr allein!" rief Warnulf.

Eines nur hatte die Rätin unerwähnt gelassen: Hartlebens einstige Neigung zu Harda. Sie erschien ihr angesichts der unsauberen Brankowanschen Machenschaften so rein, so heilig, daß ihre Angst davor halt machte.

„Sie werden Ihre Tochter trösten und aufrichten," sagte Warnulf mit warmer Herzlichkeit, „das übrige wird meine Sorge sein. Vorerst lassen wir Liska nichts davon wissen. Ich habe ihr versprochen, einen Brief von Ihnen mitzubringen. Bevor ich abreise, spreche ich also nochmals vor."

Sie nickte. Aber über ihre Freude kroch abermals die düstere Furcht. „Ich möchte Liska so gern in meine Arme schließen," sagte sie, ihr verweintes Gesicht von seiner Schulter aufrichtend. „Aber wie kann ich? Harda ist elend an Leib und Seele. Sie könnte

ein solches Glück jetzt nicht in ihrer Nähe ertragen — und Liska soll nicht so viel Tränen mit ansehen."

Er umfaßte sie herzlich. „Ist denn mein altes Haus nicht groß genug für Sie und Harda? Glauben Sie mir, das Beste, was Sie ihr bieten können, ist Veränderung und Ruhe. Kommen Sie zu mir, sobald Ihre Tochter reisefähig ist."

„Wie soll ich Ihnen danken! Aber ich fürchte, ihre Nerven sind so zerstört, daß sie einer anderen Heilung bedürfen. Sie kann nicht weinen — sie zittert nur fort und fort am ganzen Körper."

„Arme Frau!" sagte er hastig. „Diesem Abenteurer werde ich die Maske abreißen. Er soll den alten Warnulf kennen lernen. — Schreiben Sie jetzt an Liska. Sind Sie damit einverstanden, daß mein Junge noch ein Jahr im Dienst bleibt, und die Hochzeit erst dann gefeiert wird, wenn er den Abschied genommen hat? Denn in der nächsten Nähe wollen wir die Kinder doch behalten — wie?"

Sie lächelte glücklich. „Ich kann es immer noch nicht ganz fassen."

„Jetzt habe ich noch einen Gang zum Hauptmann Hartleben zu machen, den ich persönlich von seiner Tante zu grüßen versprochen habe," sagte er, sich verabschiedend. „Dann hole ich mir den Brief."

Er schritt hurtig die Treppe hinunter und über die Straße. Seine innere Entrüstung trieb ihn vorwärts. Um Zeit zu sparen, stieg er an der nächsten Ecke in ein Automobil und fuhr nach Hartlebens Wohnung.

Die drei Treppen wurden ihm nicht leicht, aber er kletterte sie stramm hinauf und läutete.

Niemand kam.

Er läutete wieder und wieder.

„Es kommt niemand," sagte eine Stimme hinter ihm.

---

Er wandte sich erstaunt um.

Auf dem Treppenabsatz zum oberen Stockwerk saß eine Gestalt auf den Stufen, den Kopf in die Hand stützend. „Der Bursche ist auch nicht zu Hause," fuhr der Mann fort. „Es nützt Ihnen nichts. Ich warte schon lange."

„He!" Warnulf trat einen Schritt vorwärts. „Es kommt mir so vor, als ob —"

Er konnte nicht aussprechen. Der Mann war schon aufgesprungen, hielt sich am Geländer fest und starrte ihn an.

„Riedel — du bist's!"

Joseph Riedel stand unbeweglich. Über seine ungesunde Blässe ging ein flüchtiges Rot.

„Was machst du hier?" fragte Warnulf streng. Als er das Ringen und Zucken des hageren Körpers gewahrte, fragte er gütiger: „Wolltest du um Hilfe bitten? Wäre es nicht besser, du suchtest dir ehrliche Arbeit, statt zu betteln und wieder auf Abwege zu geraten?"

Riedel packte den Stock, den er in der Hand hielt, so fest an, daß der Griff auseinanderbrach. Dann warf er den Rest auf den Boden und drückte die Hände gegen die Augen.

„Es war doch schlimm genug," sagte Warnulf milde.

„Ich finde als Zuchthäusler keine Arbeit mehr," stieß er rauh hervor. „Ich wollte deshalb fort — und drüben in den Kolonien ein ehrliches Leben führen."

„Die Überfahrt wolltest du frei haben?"

Er nickte schweigend.

„Wäre es nicht richtiger, du verdingtest dich auf einem Schiff als Heizer? Oder suchtest sonst selbständig hinüberzukommen?"

„Wenn mich niemand nimmt —"

„Du scheust dich also nicht vor der Arbeit?“

„Vor keiner, gnädiger Herr. Ich will ja ein anderer Mensch werden. Heute morgen war ich noch mal ein Lump — jetzt aber nie mehr. Ich —“ Er hielt inne. „Herr v. Warnulf — gnädiger Herr! So wahr ich lebe, ich will mich bessern, wenn ich nur eine Hilfe fände.“

Warnulf ließ sekundenlang einen scharfen und seelenkundigen Blick über ihn gleiten, dann gab er ihm die Hand. „Na, wenn es so steht, dann soll's mich freuen, dann soll's an der Hilfe nicht fehlen.“

Da ging's dem anderen wie ein Schlag durch die Glieder. Er stampfte auf und packte Warnulfs Hand, als wolle er sie zerbrechen wie den Griff seines Stockes. „Ich will reinen Tisch machen vor Ihnen,“ stieß er hervor. „Ich habe etwas zu sagen — mit hinübernehmen kann ich's nicht. Ich bin kein Mörder, ich habe den Amtsgerichtsrat Müllbrich nicht erschossen — so wahr mir Gott helfe. Aber ich kenne den, der's tat. Ich habe ihn gesehen, wie er —“

Warnulf preßte ihm die Linke auf den Mund. „Sei still! Du hast dir Feinde geschaffen, du willst dich rächen. Davon will ich nichts hören.“

Riedel ließ seine Hand nicht los. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, gnädiger Herr — es muß aber heraus. Jahrelang habe ich geschwiegen, weil ich mir eine Zukunft schaffen wollte —“

Warnulf ergriff den Schwankenden beim Arm. „Komm mit mir. Der Ort hier taugt nicht. Wenn du was auf dem Herzen hast, sag's — aber nicht hier.“ —

In seinem Hotelzimmer ließ er Wein kommen, goß Riedel ein Glas davon ein und zwang ihn, es zu leeren.

Was dann geschah, nachdem ein paar kurze Sätze an Warnulfs Ohr gedrungen, war diesem Manne von altem Schrot und Korn niemals zuvor geschehen. Er

verlor die Kraft, aufrecht zu stehen, und sank starren Auges, wie vor den Kopf geschlagen, in einen Sessel. Riedel stand vor ihm, neben dem Tische, die Blicke zu Boden richtend, die Hände zu Fäusten ballend.

Minutenlang ward kein Laut hörbar als die Atemzüge der beiden Männer, von denen der eine sich so erleichtert fühlte wie der andere zum Umsinken beschwert.

In seinem Hause! Von seinem Tisch hinweg! Sein ältester, bester Freund! Warnulf drohte das Herz stillzustehen. Mit dem Mörder an einer Tafel — er, Müllbrichs Jugendgenosse!

Die Gedanken brausten ihm durch den Kopf. Aber in diesem Brausen kam ihm plötzlich eine Erleuchtung — so hell, daß er aufsprang, als könne er diese Kette von Begebenheiten jetzt mit den Händen greifen. Alles, was sich als Legende, Aberglauben und Geschwätz um die Katastrophe zu schlingen schien — Wahrheit war's, Tatsache.

Und jener Brief, der nicht zu enträtselnde Brief? Brankowan war ein Spieler, ein Abenteurer, also auch gelegentlich ein Falschspieler. Müllbrichs verstörte Laune, seine finstere Stimmung plötzlich — er allein hatte nicht gespielt — er hatte beobachtet, gesehen — —

„Gnädiger Herr —“ sagte Riedel scheu, als er die Wirkung seiner Mitteilung erkannte.

„Müllbrich — Müllbrich!“ stöhnte Warnulf. Er konnte es nicht ertragen. Keine Worte gab's für das, was gegen Brankowan in ihm tobte.

„Gnädiger Herr —“ sagte Riedel noch einmal.

Sobald Warnulf seiner Stimme wieder mächtig war, ging er auf Riedel zu und faßte seinen Arm mit eisernem Griff. „Ich will dir helfen, aber du schwörst, daß von dem, was hier gesprochen worden ist, niemals

und zu niemand ein Wort über deine Lippen geht. Schwöre das bei Gott im Himmel! Schwöre es auch bei deiner Ehre, die du wiedergewinnen willst!"

„Ich schwöre es," sagte Riedel erschüttert, „so wahr ich ein besserer Mensch werden will."

„Gut!" Warnulf, seine Energie wiederfindend, gab ihm, was er zur Überfahrt nach Südwest und zur Erwerbung einer Tätigkeit bedurfte. „Geh mit Gott, und vergiß nicht, daß du ein Barnekower Kind bist, und was Pastor Hartleben dich einstmals lehrte. Zu danken brauchst du mir nicht. Geh! Danke nicht. Ich muß jetzt allein sein." —

Mit raschen Schritten ging Warnulf im Zimmer umher. Nun war er ganz allein verantwortlich dafür, daß die Rätin und ihre Kinder nie eine Ahnung beschlich, daß die unglückliche Harda nie erfuhr, wen sie als Gatten an ihrer Seite gehabt hatte.

Nur eine Gewißheit wollte er sich noch verschaffen — er mußte Müllbrichs Brieftasche nochmals genau ansehen. Es war etwas in ihm, das unabweisbar auf diese Notwendigkeit hinwies. Wenn nicht anders, so mußte er sich die Brieftasche durch irgend einen Vorwand für kurze Zeit erbitten, wenn er jetzt ging, den Brief für Liska abzuholen.

Wenn je ein Gang ihm schwer geworden war im Leben, so war es dieser, und nur der Gedanke schaffte ihm Erleichterung, den Hinterbliebenen mit doppelter Liebe und Freundschaft zu ersetzen, was ihnen in seinem Hause durch Hinterlist und Meuchelmord genommen worden war. —

Die Rätin hatte ihr ganzes Mutterglück, ihre ganze Liebe in den Zeilen an Liska ausströmen lassen und trat Warnulf mit dem fertigen Schreiben beseligt entgegen.

—

„Sie muten sich zuviel zu," sagte sie, seine Blässe bemerkend. „Ich hätte diesen zweiten Gang zu mir nicht annehmen dürfen."

„Ich bin nicht müde." Er blickte hinauf zu Müllbrichs Bild und wieder hinab auf seine Witwe — und ein grimmiger Haß gegen den Zerstörer ihrer Ehe packte ihn hart an. Aber er bezwang sich. „Wenn Sie mir noch einmal gestatten wollten — mein Diener behauptete neulich, das Blatt, auf welches Müllbrich damals geschrieben, sei bräunlich gewesen, was aber nach meiner Erinnerung nicht stimmt. Darf ich die Brieftasche noch einmal ansehen?"

„Gern." Bereitwillig öffnete sie das Fach des Schreibtisches. „Ich darf inzwischen wohl nach Harda sehen?"

Allein gelassen, schlug Warnulf hastig die Stelle auf, wo das Blatt herausgerissen war. Mechanisch blätterte er dann weiter. Da fiel nach dem zweiten Blatt, das er umwendete, ein blaues Stück Papier in seine Hand — Pauspapier offenbar, wie es so vielfach zum Kopieren verwendet wird, und nun sah er plötzlich auf der nächsten Seite deutliche Schriftzüge. Ganz bequem las er jetzt: „Graf Brankowan, Sie haben durch falsches Spiel gewonnen. Sie wechselten die Karten. Damit sind Sie für die Gesellschaft erledigt. Wenn Sie nicht bis früh acht Uhr Barnekow verlassen haben, mache ich den Herren in Ihrer Gegenwart Mitteilung. Müllbrich."

Wie ihm das Herz auch klopfte bei diesem traurigen Vermächtnis, das so niederschmetternde Folgen nach sich zog, Warnulf riß mit raschem Griff das Blatt heraus, faltete es zusammen und verbarg es in seiner Brusttasche.

„Liebe Frau Müllbrich," sagte er, der wieder Eintretenden entgegenschreitend und die Brieftasche in

ihre Hände zurückgebend, „ich glaube nunmehr, daß die ganze Briefgeschichte eine Fabel ist. Mein altes Faktotum wird schwankend in seinen Aussagen. Wir dürfen annehmen, daß Müllbrich lange vorher ein Blatt zu anderen Zwecken herausnahm. Lassen wir die Sache auf sich beruhen."

„Ich habe es immer nicht recht glauben können," sagte die Rätin sichtlich erleichtert. „Nur in eines kann ich mich noch nicht hineinfinden, daß Brankowan, dieser herzlose Heuchler, niemals, weder zu mir noch zu Harda, seine Bekanntschaft mit Leopold erwähnte. Es ist gar zu unnatürlich."

Er verbiß, was ihm das Herz bei diesen Worten durchfuhr, und schüttelte den Kopf. „Solch Glücksritter! Was verlangt man von ihm! Dafür besitzen wir ja gar keinen Maßstab."

Sie nickte.

„Und Harda?" fragte er schonend.

„Sie liegt mit offenen Augen und zittert bei jedem Wort, das ich zu ihr spreche. Ich wage nicht, unseren Arzt zu rufen — aus Schonung für sie," fuhr die Rätin verängstigt fort. „Es wird zu viel offenbar. Äußerlich möchte ich für sie retten, was zu retten ist."

„Ich will Ihnen etwas vorschlagen," fiel Warnulf mit herzlicher Dringlichkeit ein. „Ich veranlasse einen mir bekannten Nervenarzt, zu Ihnen zu kommen. Und was dieser Mann Ihnen rät, das tun Sie — nicht wahr?"

„Sie sind unser guter Engel," flüsterte die Rätin. „Wenn Leopold —"

„Ach — ach —!" Da ihm bei Anrufung dieses Namens das Wort im Munde erstarb, nahm er ihre beiden Hände und hielt sie fest umspannt. „So soll es sein. Und jetzt habe ich noch ein Geschäft bei Brankowan."

—

Er machte sich frei. Es trieb ihn fort.

„Tausend Grüße an meine Liska!“ rief Frau Müllbrich ihm nach. „Und an Gerd!“

„Schon gut! Werde alles bestellen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Der Nervenschlag, welcher Brankowan zu Boden gefällt, erschreckte den eintretenden Diener dermaßen, daß er zitternd die Kammerfrau herbeirief und mit deren Hilfe es fertig brachte, den bewegungslosen Körper des Grafen auf das Ruhebett zu legen, bevor man sich anschickte, der Gräfin Mitteilung zu machen.

Die Annahme, daß Harda noch der Ruhe pflege, erwies sich als falsch. Das Schlafzimmer war leer. Nichts erinnerte daran, daß hier ein zerschlagenes Herz die Nacht in Gram und Zweifel durchrungen.

Die Mittel, welche der herbeigerufene Arzt anwandte, wirkten. Das halb entflohene Leben kehrte zurück, der Geist sammelte sich, Gedächtnis und Erinnerungsvermögen stellten sich langsam wieder ein.

Ein instinktives Grauen vor dem Bett ließ Brankowan die Lagerstatt auf dem Diwan nicht wechseln. So lag er ausgestreckt, mit tief umschatteten Augen, die Zunahme der Lebensfähigkeit in sich belauschend und berechnend.

Zuweilen, wenn ihn die Energie dieser Beobachtungen ermüdete, stachelte ihn das Bewußtsein wieder an, die drohende Gefahr mit umgekehrter Waffe tot gemacht zu haben.

Nun war es tot, endlich tot, was immer wieder sich an ihn schlich. Er hatte es heute morgen von sich gehöhnt, verlacht, verjagt.

Einmal fragte er nach Harda. Die verlegenen Gesichter sagten alles.

Ein hartes Lächeln ging über sein Antlitz. Warum

weigerte sie sich, denselben Strang mit ihm weiterzuziehen? Was kümmerte ihn die Scheidung! Nur leben, leben wollte er noch einmal, nicht schon jetzt hinabsteigen — —

Der Diener meldete die Ankunft Warnulfs.

„Sagten Sie nicht, daß ich leidend sei?"

„Jawohl, Herr Graf. — Der Herr beanspruche nur wenige Minuten."

Die Einsamkeit um ihn her und das, was immer noch Beängstigendes in seinem Zustande war, ließen ihm eine Ablenkung zweckdienlich erscheinen.

„Hereinlassen!" befahl er kurz.

Kaum hatte er es gesagt, durchschüttelte ihn ein frostiges Unbehagen. Er wollte den Befehl zurücknehmen, aber schon wurde die Tür geschlossen. Mit einer hastigen Wendung griff er nach der Glocke, aber seine Hand erreichte sie nicht mehr.

Seine überspannten Gehörnerven hörten Schritte, die ihm wie Donner das Trommelfell erschütterten, daß er zurücksank — die Augen nach der Tür richtend. Es packte ihn ein Drang, aufzuspringen, aber seine Füße waren schwer wie Blei.

Warnulf ließ den Türvorhang niedergleiten, bevor er sich dem Lager näherte. Finsterblickend blieb er ein paar Schritte entfernt davon stehen, als ekle es ihn, dieselbe Luft zu atmen, die den welken Lippen Brankowans mit hörbarem Geräusch entströmte.

Das Bild seines manneskräftigen, lebensfrischen Freundes stieg vor seinen Augen auf, als er diese zerstörte, vermorschte Gestalt überflog, und eine neue Schärfung des Hasses benahm ihm das erste Wort.

Eine Sekunde dieses Schweigens wirkte auf Brankowan wie ein Opiat. Die Gedanken taumelten ihm durcheinander, und die Gestalt vor ihm schien sich zu

zersplittern und zu vermehren. Er sah die Bewegung, welche Warnulf machte, um das Blatt Papier aus seiner Brusttasche zu ziehen, ins Ungeheure wachsen, sah die Streckung des Armes wie eine Lanzenspitze auf sich zustoßen. Er fühlte sie gleich einem Stich mitten ins Gehirn.

Eine Stimme, die sich in ihm selbst loszulösen schien und ihn umschwirrte wie das Brausen des Sturmes in den Baumkronen, rief ein Wort: „Mörder — elender Mörder!“

Er schreckte davon auf und starrte das Blatt an. Er sah nichts als das Weiß — aber ein gleiches Blatt gesellte sich dazu, das begann zu rauchen, zu züngeln, zu flammen. Mit einem hallenden Schuß stäubte es auseinander.

„Nein — nein!“ Er mußte schreien, die Beängstigung in seiner Brust preßte es hervor.

Warnulf war verstummt. Der Tod stand zwischen ihnen und hob die Hand.

Brankowans Schläfen sanken ein. Sein Auge, das langsam verlöschende, hing noch starr an den Bildern seiner Schuld, als plötzlich ein neuer Aufschrei der Qual über seine Lippen fuhr.

Der Tod senkte die Hand.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Hauptmann Hartleben hatte, vom Dienst zurückgekehrt, seinen bequemen Hausrock angelegt, um einen längst begonnenen Brief an seine Tante zu vollenden, als, dem anmeldenden Burschen auf dem Fuße folgend, Warnulf ins Zimmer trat, ihm schweigend die Hand drückte und, ohne eine Aufforderung abzuwarten, sich in einen Sessel niederließ.

Den Kopf auf den Arm stützend, saß er, nachdem der Bursche das Zimmer längst verlassen, schweigend, tief in sich gekehrt, bis er, die Stille um sich her bemerkend, den Blick erhob und Hartleben zunickte. „Verzeihen Sie, lieber Freund —“

„Kann ich Ihnen in meiner Junggesellenwirtschaft mit irgend einer Erfrischung dienen?“

Warnulf schüttelte abwehrend die Hand. „Setzen Sie sich einen Moment zu mir — weiter nichts.“

Verwundert und aufs höchste gespannt folgte Hartleben dieser Aufforderung und nahm an Warnulfs Seite Platz.

„Ich habe Dinge erlebt in diesen paar Stunden, von denen Sie sich nichts träumen lassen. — Brankowan ist tot!“

„War er — waren Brankowans denn in Berlin?“ Vor Überraschung hatte Hartleben Warnulfs Hand losgelassen. Jetzt erfaßte er sie von neuem. „Er ist tot? Seit wann?“

„Ich komme von seinem Sterbelager. Niemand war da — nur ich.“

„Wo ist — seine Frau?“

„Bei ihrer Mutter — ein elendes, zerstörtes Weib.“ Er riß sich mit Gewalt von dem schaurigen Bilde dieses unseligen Sterbelagers los. „Es kann Ihnen nicht verborgen bleiben, der Sie bei Frau Müllbrich aus und ein gehen. So will ich ihr auch diese Last abnehmen und Sie klarsehen lassen. Vor der Welt wird sich eine Lüge ja wohl haltbar erweisen. Hören Sie!“

Er beugte seinen Oberkörper weit genug vor, daß das, was er sagte, nur zu Hartlebens Ohren drang. Den ganzen jammervollen Niedergang der so stolz begonnenen Ehe, ihre Silbermannsche Begründung und ihre Auflösung durch Hardas Flucht zur Mutter schil-

derte er dem sprachlosen Zuhörer, der sich zuweilen fragend an die Stirn griff, ob das, was er hörte, Wahrheit und Tatsache sei oder nicht.

Es stieg ihm gegen seinen Willen ein Erinnerungsbild auf, wie er unter der rotbeschirmten Lampe allein und unbelauscht Hardas Hand an seine Lippen gedrückt.

Sein Herz feierte keinen Triumph — es empfand nur tiefe Trauer für die so tief Gedemütigte. „Der Elende!" stieß er hastig hervor. „Ein törichtes Mädchen mit ihrer eigenen Torheit zu hintergehen! Was aber fängt man mit den Kniebels an, die nichts getan haben, um sich diesen Abenteurer vom Leibe zu halten — im Gegenteil, der Rätin zum Trotz, ihn für Harda an sich heranlockten und begünstigten?" Er vermochte nicht an sich zu halten bei dieser Vorstellung und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß Warnulf aus seinem Nachdenken auffuhr.

„Nichts — gar nichts! Die Brücke ist abgebrochen. Das wußten Sie ja, als Sie Liska zu Ihrer Tante schickten."

„Und nun?" rief Hartleben, erregt auf und nieder schreitend. „Was wird nun?"

„Ich wollte Sie bitten," sagte Warnulf sich erhebend, „daß Sie als Freund der Familie und in die Verhältnisse Eingeweihter sich der Rätin und auch der kranken Frau annehmen."

Hartleben zuckte zusammen.

Warnulf bemerkte es nicht, als er fortfuhr: „Ich muß leider heute abend noch zurückfahren, da ich morgen einer wichtigen Sitzung beizuwohnen habe. Ich muß die Nacht zu Hilfe nehmen, um noch zu rechter Zeit hinzukommen. Aber Sie, der Sie in der Nähe bleiben, können da viel tun. Der Anstand muß gewahrt werden

im Interesse der Familie. Die Begräbnisangelegenheit, die Anzeigen — nicht wahr? Wer soll das tun? Frau Müllbrich ist so unerfahren —"

„Hinter dem Sarge dieses Mannes gehe ich nicht her!" sagte Hartleben fest entschlossen.

„Nur dafür sorgen sollen Sie, daß er mit äußerem Anstand unter die Erde kommt. — Und noch eines. Ich habe einen mir bekannten Nervenarzt gebeten, morgen nach Harda zu sehen. Wenn, was sicher geschehen wird, die Kranke in ein Sanatorium geschafft werden sollte, trösten Sie die Rätin."

„Gern," sagte Hartleben erschüttert.

Wie lächerlich, wie frevelhaft töricht erschien ihm das Zerwürfnis auf dem Balle, welches das feingewobene Band zwischen ihnen zerriß und dieses unaussprechliche Elend hinter sich herschleifte.

„Und nun auch etwas Erfreuliches," sagte Warnulf, ihm die Hand zum Abschied drückend. „Liska und mein Junge wollen ein Paar werden. — Na, das freut Sie auch! Schönen Dank! Die Kleine wird nun wohl zurückkommen, wenn die kranke Schwester fort ist. Also hilfreich, lieber Freund — nicht wahr? Ein bißchen Sichtung auch, was noch an Geld übrig und vorhanden ist." Er ging nach der Tür, drehte sich aber noch einmal um. „Ihre Tante grüßt Sie vielmals — deshalb war ich eigentlich zuerst auf dem Wege zu Ihnen."

„Verbindlichsten Dank! Und wieder Grüße zurück."

Als die Tür sich geschlossen hatte, ging Hartleben zu seinem Schreibtisch, stützte beide Arme auf die Platte und legte die Stirn in die Hände.

So saß er lange, lange.

Er wußte ja am besten, was die letzte Unterredung mit Harda, über welche die Werbung des Grafen schon ihre Schatten warf, ihm an Ruhe und Frieden geraubt,

was der Zorn, das beleidigte Ehrgefühl und die tiefverletzte Liebe seinem Herzen angetan. Aber so hart und so zerschmetternd hatte er sich auch in begreiflicher Empörung Hardas Schicksal an dieses Abenteurers und Spielers Seite nie ausmalen können.

Es schlug ihn mit nieder, nun er sie zu ihrer Mutter Füßen um Vergebung, um Schutz bitten sah. Was mußte über sie gekommen, was in ihr zerbrochen sein, bevor die Reue sie zu diesem Schritte trieb!

— — — — — — — — — — — — —

Die Welt erfuhr nichts anderes, als daß Graf Brankowan, längere Zeit leidend, plötzlich gestorben sei, und seine Gattin, nervenkrank durch Schreck und Schmerz, nach seinem Begräbnis eine Heilanstalt habe aufsuchen müssen.

Am Nachmittag, als die Rätin, aus dieser Anstalt zurückkehrend, tief gebeugt ihr Zimmer betrat, streckten sich ihr zwei Arme entgegen, und mit tausend Küssen hing Liska an ihrem Halse.

„Mutterchen! Mein geliebtes Mutterchen — da bin ich wieder!“

Es klang ihr im Ohre wie eine Engelsstimme nach all dem Bitteren, das sie in diesen Tagen gehört. Sie drückte ihr glückliches Kind an sich, ihr bräutliches, liebreizendes Kind.

„Warum hast du mich nicht kommen lassen,“ sagte Liska, sich an ihre Seite schmiegend, „damit ich dir und Harda beistand? Ich hätte auf dem Sofa geschlafen oder unterm Tisch, wenn ich dir nur helfen konnte.“

„Hartleben,“ sagte die Rätin, nach ihrer Gewohnheit Liskas blondes Haar streichelnd, „hat mir treu zur Seite gestanden. Ich kann es ihm nie genug danken, was er für uns getan hat.“

— — — — — — — — — — — — —

Nun kam der Lenz mit Macht. Die jungen Triebe und Knospen verdufteten ihren Wohlgeruch. Tulpen und Hyazinthen waren schnell verblüht, Aurikel und Narzissen prunkten um die Wette, und insgeheim bestockte sich der Flieder mit Knospensträußen.

Oft, wenn die Sonne das frische Laub durchschien, noch öfter, wenn sie zwischen roten Wolken sank, sah man im Anstaltsgarten eine schlanke, schwarzgekleidete Frau die Gänge auf und nieder schreiten.

Ihr Antlitz war so weiß und zart wie ein Lilienblatt, und ihr Auge dunkel wie das Haar, das sich in reicher Fülle zum Knoten schlang. Nie ging ein Lächeln über diese ernsten Züge, nie stahl sich eine Träne in ihre Augen.

So schritt sie stundenlang abseits von allen anderen auf und nieder und sann und flüsterte mit sich und drückte die Hände an die Lippen im Sturm der Erinnerungen.

Sie war weder körperlich noch geistig krank, nur schlaflos und von versargten Tränen gequält. Es schwemmte nichts fort in ihr, es haftete alles fest. Sie mochte mühsam die Gedanken ablenken, der nächste Atemzug riß sie von neuem in den Wirbel des Geschehenen hinein. Selbst in die Wirkung der Schlafmittel drängte es sich in schweren Träumen und ließ ihr beim Erwachen die ganze Last zurück.

Brankowans Tod erschütterte sie schwer. Wäre er am Leben geblieben und hätte sie an seiner Statt vom Schauplatz ihres Elends verschwinden lassen! O, wäre er zwei Jahre früher gestorben! Daß sie noch einmal so glücklich wäre, ihn nie gesehen zu haben, daß alles, was an jenem Ballabend geschah, nur Phantasiegespinst gewesen wäre!

Dann zuckte es wie ein Schnitt durch ihre Brust.

Ein Unrecht und Versehen einzugestehen, das litt ihr Hochmut damals nicht, das bauschte sie zu einer Ehrenkränkung auf, zu einer Kriegserklärung gegen den, der sich von seiner Liebe, nicht durch Berechnung zu ihr führen ließ.

Je tiefer ihre Gedanken sich in diese Erinnerungen versenkten, desto öfter und klarer trat Hartlebens Bild neben das des Toten und desto deutlicher durchlebte sie den stillen, ersten Roman ihres Herzens noch einmal — zunächst nur, um sich des Grauens vor der Zukunft zu erwehren, sodann, weil er die angehäufte Bitterkeit in ihr versüßte — und endlich, weil sie nichts anderes mehr denken konnte und mochte.

Sie hatte im Heim ihrer Mutter Hartlebens Stimme im Nebenzimmer gehört. Trotz aller Scham klang sie ihr fort und fort im Ohr, und immer, wenn das Bewußtsein ihrer Torheit ihr die Brust zuschnürte, flüchteten sich ihre Gedanken zu dem, was sie dereinst in seiner Nähe empfunden.

Da, die Rätin ausgenommen, sich niemand in den psychischen Heilungsprozeß eindrängen durfte, erfuhr Harda nichts von einem vergeblichen Besuch der Tanten, die aufs äußerste empört diese Abweisung hinnahmen.

Nach einem gediegenen Familienrat, dem auch die zukünftige Frau Sebaldus beiwohnte, entschieden sich die Geschwister dafür, Harda einen jährlichen Zuschuß von dreitausend Mark zu stiften. Mit dieser Botschaft, obschon der Stachel der letzten Unterredung noch lebhaft in ihnen nachwirkte, begaben sich die Schwestern ein zweites Mal ins Sanatorium.

Im Vorzimmer stießen sie auf Frau Müllbrich, die auf Wunsch des Arztes zum ersten Male Liska versuchsweise mit sich genommen hatte.

Mit blitzenden Augen betrat Fräulein Lilla alsogleich den Kriegspfad. „Du wirst begreifen, daß wir auf die Verlobungsanzeige hin — ich gratuliere dir übrigens, Liska — nicht zu euch kamen. Ebenso wirst du aber auch begreifen, daß wir uns hier nicht ruhig abweisen lassen, wenn du zu Harda Zutritt hast.“

„Ich bin die Mutter,“ sagte die Rätin mit schlichter Würde. „Dies ist die Schwester. Wollte Gott, ich hätte mich nie durch euch von meinem Platze fortdrängen lassen.“

„Ich bitte dich, Lilla!“ flüsterte Fräulein Rosa mit gefalteten Händen.

„Wir sind von jeher an dir gewöhnt gewesen,“ sagte Fräulein Lilla mit scharfem Nachdruck, dabei die vor ihrem Bruder Sebaldus Geflohene mit mißächtlichem Blick musternd, obwohl Liska wie der blumige Frühling selbst neben der Rätin stand, „ich wiederhole es, gewöhnt gewesen, auf krassen Undank zu stoßen. Aber daß dieses Erbteil nun auch auf Harda übergesprungen ist, das verletzt uns auf das tiefste. Sie soll es dem Andenken unseres Bruders Artur danken, daß wir demungeachtet ihr jährlich dreitausend Mark aussetzen —“

„Sie bedarf eurer Hilfe nicht,“ fiel die Rätin ein, „und nie soll sie von diesem Anerbieten etwas erfahren, so wie ihr weder jetzt noch später in ihr Leben eingreifen dürft. Gebt euch mit dem zufrieden, was ihr an ihr erreicht habt — es ist traurig genug.“

„Erbarme dich, Lilla!“ hauchte Fräulein Rosa, fügte aber ebenso spitz und scharf, wie zuvor sanft, hinzu: „Sieh doch um Gottes willen etwas bescheidener aus, liebe Liska! Ein Ring am Finger ist doch kein Weltwunder.“

„Du genierst dich also nicht,“ sprach Fräulein Lilla

würdevoll zur Rätin, „uns hier stehen zu lassen und selbst hineinzugehen? — Gut! Wir haben auch andere Dinge im Kopf. Sebaldus' Hochzeit steht vor der Tür. — Komm, Rosa!"

Es war das letzte Schleppenrauschen dieser Art, das Mutter und Tochter langsam verklingen hörten.

„Donnerchen noch mal!" sagte Liska, die Rätin umarmend. „Diese Kratzbürstigkeit müßte eigentlich ausgestopft werden."

Aber wie scheu und mitleidsvoll wurde ihr Gesicht, als sie der bleichen Schwester gegenüberstand, die ihr so fremd, so verändert und durchgeistigt erschien, daß sie kaum wagte, ihr die Hand entgegenzustrecken.

Harda öffnete die Arme. Mochte ein flüchtiges Neidgefühl, ein Reuesturm durch ihre Seele ziehen, weder das eine noch das andere haftete. Sie zog sie zum ersten Male in ihrem Leben an ihre Brust und küßte sie, bis Liska die hellen Freude- und Rührungstränen über die rosigen Wangen rollten.

„Du wirst glücklich sein," sagte Harda mit bebender Stimme. „So glücklich, wie ich unglücklich ward — durch meine Schuld!"

Liska schlang ihre Arme fest um den Hals der Schwester und drückte ihre Lippen zärtlich auf die blasse Wange. „Laß sein — laß sein! Mutterchen weiß für alles Rat. Es wird noch alles gut werden — nicht wahr, Mutterchen?"

Die Rätin nickte. Aber das Herz tat ihr weh.

— — — — — — — — — — — — — —

Ganz außerordentlich gestaltete sich der Hochzeitsjubel im Kniebelschen Hause — und wenn je, so leuchtete des Herrn Sebaldus' Würde wie ein Juwel an der Seite seiner Auserkorenen an diesem Tage. —

Diese Dame entwickelte aber schon in nächster Folge-

zeit ein ungeahntes Geschick, die Zügel der häuslichen Regierung aus den erprobten Händen des Herrn Kniebel in die ihrigen gleiten zu lassen, ihm dabei alle Selbstherrlichkeit wie Schmetterlingsstaub von den Schultern streifend.

Vor allen Dingen setzte sie den mitsprechenden Schwestern Lilla und Rosa in allen Meinungsverschiedenheiten den Stuhl flugs vor die Tür. Beide mußten es von fern mit ansehen, wie ihr großer Bruder in ein Pantoffelregiment versank, darin er kaum noch zu wünschen wagte.

Ja, sie mußten es erleben, daß zur schönen Sommerzeit Frau Sebaldus Kniebel das gemeinsame Gut ganz allein mit ihrem ehelichen Opfer bewohnte, nachdem der erste Versuch des Zusammenlebens mit Knalleffekt und Katastrophe geendet.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Herbst kehrte Gerd v. Warnulf nach Barnekow zurück. Sein Vater hatte ein Nachbargut erworben, das dem jungen Paare als Wohnsitz dienen, und worauf Gerd sich die landwirtschaftlichen Sporen unter Anleitung seines Vaters verdienen sollte.

Die Rätin und Liska, von Warnulf herumgeführt, konnten sich gar nichts Schöneres denken, als sich hier, mit ernster heißer Liebe im Herzen, zur Nützlichkeit und Brauchbarkeit zu erziehen, in Glück und Frieden. Nur der Gedanke, daß sie ihr Kind so weit von sich geben sollte, bedrängte die mütterliche Freude und goß einen Wermutstropfen in den sonst überschäumenden Kelch.

Warnulf, diesen Schatten bemerkend, faßte die Hand der Rätin. „Frau Müllbrich, liebe Freundin, ich bin so unbescheiden, in diesem Kinderglück auch etwas an meine Behaglichkeit zu denken. Wie wäre es, wenn

Sie mir altem Einsiedler eine Hausgenossin würden? Mein Haus ist groß genug für Sie und Harda. Ich hätte dann eine liebe Gesellschaft, und Sie hätten die Kinder in der Nähe. Machen wir es so! Was wollen Sie in der staubigen Stadt leben? Führen Sie ein bißchen mein Hauswesen als treue Freundin — ja?"

Die Rätin war einen Moment sprachlos vor Überraschung. Ein lichter Strahl sank ihr ins Herz. Und jetzt waren keine Kniebels da, die mit Anstößigkeit und sonstigem Unsinn drohten.

„Soll ich — soll ich wirklich?" fragte sie, glücklich zu ihm aufschauend.

„Nun natürlich!" sagte er scherzend. „Das ist doch das einfachste. Für Harda ist's geradezu geboten. Mit Sack und Pack siedeln Sie über."

„Es kann gar nicht anders sein," flüsterte die Rätin bewegt, „Leopolds Segen ist über mir, ist über uns."

Er nickte. „So hoffe ich."

Liskas Freude bei dieser Nachricht überstieg alle Grenzen. Ihr Mutterchen würde sie auch immer in nächster Nähe haben. „Jetzt aber bin ich ganz, ganz glücklich!" rief sie, dem alten Herrn mit elementarer Gewalt um den Hals fliegend.

— — — — — — — — — — — — — —

Nicht eher, bis der Umzug nach Barnekow vollendet war, sollte Harda die Heilanstalt verlassen.

Gerd saß bereits auf seinem Gut und mühte sich nach Kräften, Mitwisser aller landwirtschaftlichen Geheimnisse zu werden.

Nur ein paar Tage zum Weihnachtsfest kam er nach Berlin „herübergerutscht", wie Liska strahlend bemerkte, und brachte den dringenden Wunsch seines Vaters mit, die Hochzeit in Barnekow gefeiert zu

sehen, woselbst nicht alles auseinander liefe, sondern hübsch beisammen bleibe.

Gern und dankbar gab die Rätin ihre Einwilligung, und nach Neujahr widmeten sich Mutter und Tochter der angenehmen Beschäftigung, die Ausstattung der jungen Braut zu beschaffen.

Inmitten dieser Beschäftigung wurden sie eines Vormittags durch den Besuch Hartlebens überrascht, für den Frau Müllbrich neben Warnulf die tiefstgegründete Hochachtung hegte.

„Ich komme," sagte er, die Ansammlung von Stoffen aller Art heiter betrachtend, „um mir Ihren Glückwunsch zu holen. Seit vierundzwanzig Stunden bin ich Major."

Sie sah auf seine Schulter. „O, herzlichen Glückwunsch, mein lieber Herr Major! Ich sehe eine schöne Zukunft sich für Sie öffnen. Nur dürfen Sie uns nicht vergessen."

Er küßte ihre Hand. „Das wissen Sie ja wohl besser."

Als ihm Liska freundlich die Rechte schüttelte, fragte er scherzend, auf die Näherei deutend: „Soll ich helfen?" Er setzte seinen Helm beiseite und rückte sich einen Stuhl zurecht. Wie sie so traulich plaudernd beisammen saßen, ward draußen die Glocke gezogen.

„Laß nur, Kind!" sagte die Rätin abwehrend. „Die Aufwärterin ist ja noch da."

Leise ging die Tür auf.

Im ersten Moment war es Hartleben, als drücke ihn etwas mit eiserner Gewalt auf seinen Stuhl in der Ecke nieder. Er vermochte sich nicht zu erheben.

Die Rätin aber sprang mit einem lauten Ruf wie elektrisiert in die Höhe und eilte der Eintretenden bis zur Tür entgegen, alles vergessend in diesem Mo-

ment, was ihr gleich darauf so unsäglich peinlich werden sollte.

Auch Harda sah nichts als das sanfte Gesicht ihrer Mutter, zu der die Sehnsucht aus ihrer Einsamkeit sie so mächtig hierher gezogen hatte, daß der Arzt sich Gutes von dieser Seelenregung versprach. Sie drückte sich fest an Frau Müllbrichs Brust.

„Ich hatte so große Sehnsucht nach dir und Liska —"

Die stand schon mit heller Freude neben Harda und streichelte ihr abwechselnd die Wangen.

„Wenn es ginge, bliebe ich am liebsten wieder bei euch," sagte Harda leise. „Ich hatte in den letzten Tagen Heimweh und wußte nicht, was es war. Jetzt weiß ich es. Gestern nacht konnte ich zum ersten Male von selbst einschlafen und hatte keine schweren Träume, nur einen glücklichen —"

„Mein liebes Kind," fiel die Rätin mit zärtlicher Hast ein, „so wird es immer, immer besser werden."

„Mir träumte" — Hardas Stimme verlor sich in unsicherem Flüstern — „daß alles nur Einbildung gewesen sei — alles. Du hast keinen Begriff, wie leicht mir da zumute wurde, wie wohl —"

Hartlebens Säbel verursachte ein Geräusch.

Harda schrak auf und blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen. Nicht einmal die Augen vermochte sie von dem Gegenstand ihres Erschreckens abzuwenden.

Er sah in das schöne, bleiche Antlitz, das von so vielem Leid und Gram erzählte. Er sah die Röte der Scham, die sich immer glühender darüber hinbreitete, das ängstliche Zucken ihrer Wimpern und den sich stetig verschleiernden Blick ihrer Augen. Ihn selbst erfaßte ein Gefühl der Angst. Für sie? Für sich?

Die Rätin, in tödlicher Verlegenheit, warf ihm einen flehenden Blick zu.

Da griff er mit äußerer Fassung nach seinem Helm. „Ich will nicht stören —“

Harda stand immer noch und starrte in die Ferne, wo die Träume des Vergangenen vor ihren Geistesaugen auf und nieder schwankten. Sie selbst ward von dieser schaukelnden Bewegung ergriffen. Sie wankte.

„Um Gottes willen!“ rief die Rätin entsetzt. „Sie fällt.“

Hartleben stand schon neben ihr und fing die Bewußtlose in seinen Armen auf.

Als er die Straße wieder betrat, mußte er einen Augenblick stehen bleiben und tief Atem holen. Er glaubte nur Mitleid zu empfinden, aber dieses Mitleid krallte sich tief in sein Herz.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Seit der Übersiedlung der Rätin nach Barnekow hatten die Päonien im herrschaftlichen Garten ihre mächtigen Knospen bis zum Erschließen gefüllt. Der Goldregen vertropfte seine gelben Trauben über dem kleinen Gewimmel zu ebener Erde, wo Maiglöckchen und Narzissen die Beete wuchernd schmückten.

Die Drossel sang laut in den jungen Birken, und aus dem großen Teich heraus erscholl allabendlich das Hochzeitslied der Frösche.

Wenn etwas die Schwermut heilen konnte, so war es die frohe Stille auf dem Lande. Wie sehr Harda am Glück ihrer Schwester auch teilnahm, ging sie doch schweigend ihre eigenen Wege.

Die unvermutete Begegnung mit Hartleben hatte ihre Gedanken einer Bahn entrissen, in der sie nutzlos und entkräftet irrten, und in ein anderes Feld ge-

rückt, auf dem sie einen frischen und treibenden Nährboden fanden.

Als ihr die Sinne schwanden bei seinem Anblick und bei dem, was sich mit ihm verknüpfte und auf sie eindrang, hatte sie in ihre Ohnmacht einen Traum oder eine Ahnung mit hinübergenommen, als sänke sie in tiefem Sturz an seine Brust.

Es konnte ja nur Traum gewesen sein, und nie war eine Frage über ihre Lippen gegangen. Doch ruhte es in ihr wie ein Geheimnis, das zu enträtseln sie vereinsamt stille Wege ging.

Das Trauergewand, das ihr so schwer zu tragen gewesen, war abgelegt. Sie hatte auch den Trauring vom Finger gestreift. Nichts — nichts sollte sie an das erinnern, was sie dem Wahnsinn so nahe gebracht hatte.

Unter einer mächtigen Linde am Parkrand, die über eine schlichte Holzbank grüne Schatten warf, saß sie oft stundenlang und schaute mit verträumten Blicken in die Frühlingswunder ringsumher, in die Wunder, die zu ihren Füßen blühten, die droben in der goldenen Bläue wie weiße Silberschatten still vorüberzogen.

Einmal fand sie die Bank besetzt. Da glitt es ihr wie Purpur über die Wangen. Der Spott, den sie für die „Pastorenbase" gehabt und das „Kätnerhaus", in dem sie lebte, kehrte nun seinen Stachel gegen sie selbst.

Wie sie dessen gedachte und zugleich des Traumes, der ihr im Herzen ruhte und wirkte, blieb sie grüßend stehen. „Fräulein Hartleben?" fragte sie.

Das alte Fräulein, dem der Gram ihres Neffen die schlechteste Meinung von dem inneren Wert Hardas beigebracht, sah mit zunehmendem Staunen statt einer übermütigen und selbstbewußten Frau ein zartes, junges

Weib mit tiefen, ernsten Augen, dem sich ihr Interesse willenlos zuwendete.

„Die bin ich," sagte sie, ihren Strohhut von der Bank nehmend.

Harda setzte sich neben sie. Die Hände über die Kniee faltend, saß sie lange schweigend. Wie anders war es gekommen! Was sie einst mit Spott zurückwies, mit zitterndem Verlangen zog es sie jetzt zu ihr hin.

„Sie kennen mich?" fragte sie leise. „Und verabscheuen mich — ich weiß es."

Der leidende Klang ihrer Stimme, das Beben ihrer Hände erfüllten das warme Herz des alten Fräuleins mit Erbarmen. „Nicht doch. Einstmals grollte ich Ihnen ja —"

„Und jetzt noch," sagte Harda mit fliegendem Atem, als presse sie das in sich zurück, was sich hoch in ihr aufbäumte an Erinnerungen. „Ich habe mehr darum gelitten, als Sie in mir verurteilen können. Ich habe an meinem Irrtum getragen, bis ich darunter zusammenbrach. — Das ist," fuhr sie fort, über ihre Stirn streichend, als wische sie Schreckbilder von sich ab, „kein Grund für Sie, ich weiß es —"

„Doch," sagte das alte Fräulein, den abgewandten Blick Hardas mitleidsvoll suchend. „Wir wollen einander nicht anklagen."

Von jäher Herzensregung ergriffen, nahm Harda die Hand des alten Fräuleins in die ihre und hielt sie fest umschlossen. „Sagen Sie Ihrem Neffen, daß er mir doch nur eines, nur eines verzeihen möge, nichts sonst, nur dieses Eine. Das Letzte, was ich zu ihm sprach an jenem Sonntagvormittag. Er weiß es. Er wird es nie vergessen haben und kann es vielleicht auch nicht verzeihen. Nur wissen soll er, wie es mich gequält hat und immer quälen wird."

„Mehr als bereuen kann ein Mensch nicht," sagte Fräulein Hartleben bewegt. „Sie dürfen getrost an das Rechtsgefühl meines Neffen glauben."

„Dann danke ich Ihnen von Herzen."

„Sie wissen, daß er zur Hochzeit Ihrer Schwester hierher kommen wird?"

„Ja," sagte sie rasch. „Und er kann ruhig kommen, denn ich werde bei dem Feste nicht erscheinen. Ich werde ihn nicht sehen — und er nicht mich."

Das alte Fräulein nickte. „Wenn drüben alles Freude ist, dann kommen Sie zu mir."

— — — — — — — — — — — — — —

Und Freude war im Übermaß im alten Herrenhause.

Der Hochzeitstag Liskas war gekommen.

Am Abend zuvor traf Hartleben bei seiner Tante ein und mit ihm eine Schar Logiergäste des Herrn v. Warnulf. Bis unter das Dach war jeder Raum besetzt. Treppauf, treppab — es summte wie im Bienenkorb.

Und herrlich, herrlich brach der frohe Morgen an.

Mit Frau v. Selbitz teilte sich die Rätin in alle Anforderungen. Ihr hübsches Gesicht war von innerer Freude wie durchleuchtet.

Nur jetzt, als sie mit Hardas Hilfe das Brautgewand zu Händen nahm, um die selige Braut damit zu schmücken, als sie die grüne Myrtenkrone mit den Lippen berührte und sie der Tochter segnend auf das Blondhaar drückte, da füllte das Andenken an einen anderen Hochzeitstag ihre Augen mit Tränen.

Sie wandte sich um und zog Harda mit Liska zugleich in ihre Arme. —

Froher und befriedigter war keiner als Herr v. Warnulf, als er der Schwiegermutter seines Sohnes nach

der bürgerlichen Trauung den Arm reichte, um hinter dem Brautpaar her den langen Festzug zur Kirche zu eröffnen.

Die Glocken klangen, und die Winde raunten — und über alles goß der Maitag seine Himmelspracht.

Im großen Saal war nichts als Jubel, nichts als Bewunderung der holdseligen Braut, die ihren Gerd kaum von der Hand ließ und alle Huldigungen mit verschämtem Liebreiz hinnahm.

Doch als das Licht aufflammte, und der Tanz begann, da entwich Harda dem lärmenden Hause und schlug den Weg zum stillen Blumenhäuschen ein.

Weder Mutter noch Schwester ließ sie ahnen, was in ihr vorging an diesem Tage der Erinnerung, was sie durchkämpfte im Anschauen ungetrübten Glücks. Es war eine Flucht vor sich selber, die sie zur Treppe und hinunter in die duftende Mainacht trieb, während das Sternennetz sich über schweigsames Keimen spannte, der Liebesodem der Natur ruhevolle Regsamkeit durchwehte.

Licht schimmerte aus dem Fenster zwischen den Klematisranken, wie ein heller Teppich lag es auf der dunklen Straße hingebreitet.

Die Haustür stand geöffnet. Ein Lämpchen flimmerte im Flur. Da kam ihr ein Gefühl der Freude, daß sie erwartet sei. Nicht gleich beim leisen Anpochen ertönte das feine Stimmchen des alten Fräuleins. So öffnete sie die Tür.

Sie schloß sie nicht wieder und trat weder zurück noch vorwärts, ihre Hand blieb auf dem Griff liegen.

Neben seiner Tante saß Hartleben. Er hatte die heißen Festräume vorübergehend verlassen, die frische Nachtluft genießend. Auf dieser Wanderung sprach er

im Blumenhause vor, um die Ereignisse des Tages zu berichten.

Bei Hardas Anblick sprang er auf. Er wußte ja, daß sie unsichtbar bleiben wollte. Nun stand sie da — vor ihm.

Was sich in überwältigender Hast durch ihre Gedanken wand, das drängte sich auch in ihm zu einer Kette schmerzlichster Erinnerungen zusammen.

Sie sahen sich beide wieder im Krollschen Saal zum Tanze antreten, sie sahen sich die spiegelnde Bahn des Neuen Sees entlang gleiten, daheim im traulichen Schimmer der rotumschirmten Lampe sahen sie sich stehen, die Blicke ineinander versenkt.

Fräulein Hartleben war aufgestanden und zu Harda getreten. Mitleidig zog sie das bleiche junge Weib an sich. „Kommen Sie — bitte, kommen Sie! Es ist Zufall —“

Sie schüttelte das Haupt. Eher wäre sie niedergesunken, als einen Schritt vorwärts zu tun, ob es ihr auch vor den Ohren brauste und in den Schläfen pochte.

Sie ließ den Türgriff los und wandte sich zum Gehen.

Die Fliederbüsche verstreuten ihren Wohlgeruch. Fernab, vom Walde her, wo der Bach murmelte, erscholl das Liebeslied der Nachtigall.

Harda war es, als träte sie in einen Zauberkreis voll magischer Gewalt.

Noch zitterte der Schreck in ihr nach, da hörte sie Schritte hinter sich.

„Sie dürfen allein jetzt nicht zurückgehen. Ich bitte um die Erlaubnis, Sie zu begleiten.“

Ihm versagte die Stimme.

So ging er neben ihr im Mondlicht, dessen Schat-

ten breit und schwarz von den Dächern fiel. Er dachte daran, wie ihm einst der Wunsch im Herzen brannte, sie an sich zu ziehen und fest an sich zu ketten. An alles, was er Glückliches und Seliges in diesem Wunsche empfunden, dachte er.

Da blieb sie stehen und sah bittend zu ihm auf. „Vergeben Sie mir den niedrigen Verdacht. Ich wußte nicht, was ich tat."

Kaum zu verstehen war es. Aber es schlug ihm ins Herz.

„Es soll Sie nicht quälen. Es ist vorbei — vergessen. Ereignisse verlöschen. Sie haben mich verkannt." Er wollte mehr sagen, aber die Worte schienen ihm leer. „Vergessen Sie auch." Seine Stimme klang erregter, als er sie die Hände vor die Augen drücken sah.

Es wühlte in ihr wie ein erlösender Schmerz, als wollten alte Tränen lebendig werden und aufsteigen.

„Ich bitte Sie," sagte er, und die nie entschlafene Liebe entraffte sich der Unterdrückung, dehnte seine Brust aus und weitete ihm die Seele. „Weinen Sie nicht, Harda!"

Sie ließ die Hände sinken. Ein unermeßliches Verlangen kam über sie, jetzt laut aufzuschluchzen. Jede Fiber in ihr rang nach diesem jahrelang versagten Labsal.

Er sah ihre Erschütterung und erfaßte ihre Hand. „Sie wußten nicht, was Sie taten," sagte er tiefbewegt. „So soll es nicht gewesen sein. Nichts — nichts soll gewesen sein — ich schwöre es Ihnen. Ihr Leid ist darüber hingegangen."

„Meine Reue —" flüsterte sie mit zitternden Lippen.

Das Mondlicht streifte ihre Gestalt. Auf ihrem ge-

senkten Antlitz ruhte es wie ein bräutlicher Schleier. Sein Herz schlug hoch auf. Er fühlte die Sehnsucht ihrer Gedanken, die Scheu ihrer Seele an dem eigenen Drange. „Wir wollen zurückkehren,“ sagte er gepreßt. „Noch einmal —“

Er hatte ihre Hand nicht losgelassen. Sie lag bebend in der seinen.

So gingen sie den Weg wieder zurück in Fliederhauch und Birkenduft.

Das Zimmer im Blumenhaus war leer. Noch brannte das Licht auf dem Tisch, auch der Mond goß seinen Glanz durch die Scheiben.

Hartleben ließ Hardas Hand aus der seinen gleiten. Das, was er aufs neue an sich schließen wollte, hob alles, was dazwischen lag, weit über diese Stunde und über alle kommenden hinaus.

Er setzte sich nieder und, tief versunken in sein neuerstehendes Glück, legte er die Hände, wie damals, auf die Tasten des Klaviers.

„Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an.
Daß unser beider Denken
Niemand erraten kann —“

Nicht weiter kam er. Eine zitternde Hand berührte seine Schulter.

Er sah auf und sprang vom Sitz empor.

Hardas Brust atmete gewaltsam, ihre Wimpern zuckten. Er sah ihre ganze Gestalt erbeben.

Angstvoll zog er sie in seine Arme. Und jetzt, wie freigesprengt und entsiegelt, rollten die Tränen über ihre Wangen. Sie quollen, sie strömten, sie rissen los und schwemmten fort. Unaufhörlich stürzten sie hervor. Sie schluchzte laut in seinen Armen, das Ge-

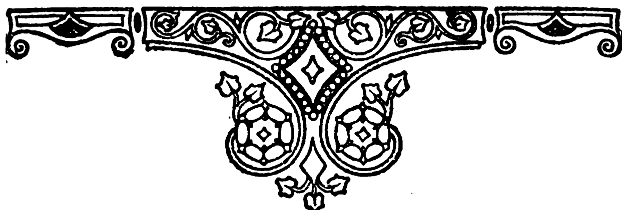
sicht gegen seine Brust gelehnt. Sie weinte, als solle alles in ihr mit diesen Tränen hinfließen.

Er umschloß sie fest und fester. Aber er sprach kein Wort, um diese Linderung nicht zu zerstören.

Ihre Arme sanken um seinen Hals. „Vergib mir, o vergib mir doch!“

Da hob er ihr Antlitz sanft empor und küßte ihre flüsternden Lippen.

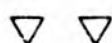
Ende.





# Der rote Merkur.

## Kriminalroman von A. Groner.





### Erstes Kapitel.

Ein häßlicher, naßkalter Tag war der letzte Tag des Novembers. Vor einer Buchhandlung in der Wiener Ringstraße schritt ein junger Mann fröstelnd auf und nieder, ein recht hübscher Mensch. Eine große Ungeduld und eine peinvolle Unruhe schienen ihn immer wieder auf und ab zu treiben.

Wie oft hatte er schon die Uhr gezogen, wie oft war er schon im Begriffe gewesen, die Buchhandlung zu betreten!

Endlich schlug es zwölf von den Türmen, und gleich darauf traten drei Herren aus der Buchhandlung auf die Straße heraus.

Merkwürdigerweise zog sich der so ungeduldig Wartende jetzt unter den nächsten Torbogen zurück. Er ließ die beiden vorderen vorbeigehen, erst den dritten, eine große und schlanke Gestalt, rief er leise an.

„Otto,“ wiederholte er, „komm mit mir. Wir gehen gleich hier durch.“

Der Angerufene schaute den Wartenden kopfschüttelnd an und sagte: „Was bringt denn dich hierher? Und wie siehst du aus? Es ist doch hoffentlich nichts geschehen, Fritz? Ist der Mutter etwas zugestoßen? Hast du schlechte Nachrichten von daheim?“

Otto Falk faßte seines Stiefbruders Arm fest und zwang ihn so, stehen zu bleiben. Seine Augen suchten jedoch vergeblich des anderen Blick.

„So rede doch!“ drängte Otto. „Was ist geschehen?“

„Daheim ist nichts geschehen. Es ist wenigstens kein Brief gekommen. Aber mir ist etwas passiert.“

„Was?“

„Ich habe mehr Geld verbraucht, als ich hatte.“

„Du hast also mit anderen Worten Schulden gemacht?“

„Auch.“

„Was heißt das? Fritz — du hast eine Kasse unter dir. Du wirst doch nicht —“

Otto Falk, der redliche Mensch, der, seit er seinen bescheidenen Gehilfengehalt bezog, jede Krone nicht einmal, sondern zehnmal umdrehte, ehe er sie ausgab, war sehr blaß geworden.

„Schüttle mich doch nicht so!“ murrte der Jüngere, sich dem Griff des anderen entziehend. „Damit kommen die achthundert Kronen, die ich ersetzen muß, nicht wieder in meine Kasse, und sie müssen doch morgen früh dasein, sonst zeigt mich Prantner, der alte Schnüffler, der dahintergekommen ist, daß ich nicht ganz korrekt —“

„Nicht ganz korrekt —“

„Gebucht habe,“ vollendete Fritz, „beim Chef an. Was danach kommt, kannst du dir ausrechnen. Ich warte es jedenfalls nicht ab. Ich bin heute den ganzen Vormittag herumgerannt, um das Geld zu beschaffen. Aber mir leiht niemand mehr etwas.“

„Und da kommst du nun zu mir, den du sonst niemals findest!“

„Ich bitte dich, Otto, sei nicht sentimental! Hilf mir lieber! Sonst muß ich — Na, mir täte es dann nur um unsere Mutter leid, denn die überlebt das nicht.“

Otto, der schon nach seines Stiefbruders ersten Worten stehen geblieben war, mußte sich an die Mauer lehnen. „Nein, sie überlebte das nicht!“ wiederholte er bitter. „Ihr Liebling darf nicht zugrunde gehen, wenn die alte kranke Frau noch weiter leben soll. Du wirst also keine Dummheiten machen. Das heißt, wenn ich es verhindern kann, daß du ins Zuchthaus kommst.“

„Otto!“

„Ich glaub' gar, du willst noch den Beleidigten spielen!“

„Noch ist die Sache nicht bekannt.“

„Nur Herrn Prantner und mir und dir. Aber wenn auch nur du allein wüßtest, daß du ein Dieb bist, müßtest du es spüren, daß du nicht mehr zu beleidigen bist.“

„Ach was, laß doch die moralischen Bedenken! Sag mir lieber, ob du mir helfen willst.“

„Wollen? Nein! Aber ich muß wohl.“

„Du hast immer solch liebenswürdige Manieren gehabt.“

„In liebenswürdigen Manieren bist du mir über. Solch glatte Burschen, wie du einer bist, die machen sich rascher beliebt.“

„Du beneidest mich um meine angenehmere Stellung, meinen höheren Gehalt. Was kann ich dafür, daß ich es weiter gebracht hab' als du?“

„Ja, weiter hast du's gebracht!“ stieß Otto hervor, warf seinem Stiefbruder einen verächtlichen Blick zu und ging dann rasch weiter.

Die Zähne zusammenpressend, folgte ihm Fritz. „Wie ich diesen Tugendprotz hasse! Und nun muß ich ihm wie ein Hund nachlaufen!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor und bohrte den tückischen Blick schier in den Leib dessen, von dem jetzt sein Geschick abhing.

Ihr nächstes Ziel war nach etwa zehn Minuten erreicht. Vor einem gemütlichen Hause, nahe dem Theater an der Wien, blieb Otto, der sehr schnell gegangen war, stehen und hieß den hinter ihm herkeuchenden Fritz einstweilen auf ihn warten, dann eilte er in das Haus.

Nach wenigen Minuten kam er schon wieder zurück und ging, ohne ein Wort zu verlieren, weiter.

„Was hast du denn vor?“ erkundigte sich Fritz. „Könnte ich nicht irgendwo auf dich warten? Ich habe außer dem Frühstück heute noch nichts im Leibe.“

„Ich auch nicht,“ erwiderte Otto schroff, setzte aber nach einer Weile weniger unfreundlich hinzu: „Es hat in der Tat keinen Zweck, daß du mitrennst. Ich habe im Freihaus*) zu tun. Erwart mich in dem kleinen Restaurant, das dicht daneben liegt.“

Dann ging er eilig davon.

Fritz ließ sich jetzt Zeit. Ein höhnisches Lächeln machte, daß sein hübsches Gesicht augenblicklich recht unangenehm wirkte.

Er saß sehr lange in dem Gasthause, bis Otto, sichtlich abgehetzt, eintrat.

Mit einem schweren Seufzer ließ er sich in der tiefen Fensternische nieder, in der Fritz einen kleinen Tisch in Beschlag genommen hatte.

„Nun?“ fragte der Wartende.

„Laß mich nur zuerst zu Atem kommen,“ erwiderte Otto, wischte sich den Schweiß von der Stirne und bestellte bei dem herzueilenden Kellner Suppe und eine billige Fleischspeise.

Nach einer Weile sagte er: „Du hast, wie ich sehe, einen Hasenrücken verspeist?“

---

*) Eines der weitläufigsten alten Zinsgebäude Wiens.

Fritz überhörte diese Anzüglichkeit. „Also was bringst du?“ fragte er noch einmal.

„Einhundertfünfzig Kronen habe ich schon. Ein Bekannter hat sie mir gegeben. Ich ließ ihm einen Schuldschein und mein Postsparkassenbuch, das auf so viel lautet.“

Fritz war offenbar sehr wenig erbaut über den geringen Betrag. Er zuckte nur die Schultern.

„Hast du denn gar nichts, das du hergeben könntest? Wie steht es denn mit deinen eleganten Kleidern? Und Schmuck hast du doch auch und Uhr und Kette.“

„Wird alles heute noch verkauft.“

„Ich kann dir einen Händler schicken, der dir das Fell nicht zu sehr über die Ohren ziehen wird.“

„Es werden kaum hundert Kronen bei der Geschichte herauskommen.“

„So!“

„Ich glaube, ich habe dir schon angedeutet, daß ich so ziemlich bis an den Hals in Schulden stecke.“

„Mußt schön gelebt haben!“

„Na, wie ein Bettelmönch freilich nicht. Man ist nur einmal jung.“

„Auch ich bin jung, aber —“

„Aber du warst immer ein Knauser.“

„Wie genau du das weißt! Ein Knauser also! Ja — das war ich. Heute wirst du vielleicht Gott dafür danken, denn hoffentlich kann ich dir gerade meines soliden Rufes wegen das Geld beschaffen. Man hat mir Hoffnung gemacht.“

„Nur Hoffnung?“

„Glaubst du denn, die kleinen Leute, aus denen sich mein Bekanntenkreis zusammensetzt, brauchen nur so in die Tasche zu greifen, um die Hunderter herauszuziehen?“

„Warst du schon bei der Schubert?“

„Bei der Tante meiner Braut? Was fällt dir ein?“

„Die Frau hat doch Geld.“

„Wie du nur auf diese Idee kommen kannst!“

„Daß sie Geld hat? Auf diese Idee hast du selbst mich gebracht.“

„Ich?“

„Ja. Du hast einmal gesagt, daß die Alte eine Heimlichtuerin und daß sie mißtrauisch ist. Womit sollte sie denn heimlich tun? Weshalb sollte sie denn mißtrauisch sein? Da ist doch Geld dahinter.“

„Da kann es sich nur um ihr bißchen Erspartes, um ein paar Kronen handeln.“

„Das glaube ich nicht.“

„Also glaub, was du willst.“

„Nein, was vernünftig ist. Deine Anna trägt ja Diamantohrgehänge.“

„Woher weißt du denn das?“

„Ich bin euch einmal nachgegangen.“

„Und da hast du diese wunderbare Entdeckung gemacht? Warum hast du mich denn nicht angesprochen?“

„Weil ich auch nicht allein war und überdies weiß, daß du mit mir keinen Umgang haben willst. Die Ohrringe sind mindestens sechshundert Kronen wert.“

„Hast du sie so gut abgeschätzt?“

„Die Dame, die ich begleitete, kennt sich in Schmucksachen aus.“

„Nun, die Ohrringe könnten ja auch falsch gewesen sein.“

„So altmodisch geformte Schmuckstücke sind nie falsch. Damals dachte ich gleich, daß deine Heirat nicht nur eine reine Liebesheirat sein wird.“

„Meinst du? Nun, dieser rautenbesetzten Ohrringe wegen brauchst du dir keine Gedanken zu machen.

Allerdings hat Frau Schubert sie Anna geschenkt, aber die alte Frau hat sie nicht gekauft, sie sind ihr auch geschenkt worden. Von einer jungen Dame hat sie sie bekommen, bei der sie zwölf Jahre hindurch Mutterstelle vertrat."

„Mutterstelle bei einer jungen Dame, die solche Geschenke machen kann! Da wird diese zwölfjährige Mutterstelle der Alten ein hübsches Geld eingetragen haben."

„Laß dieses ganz zwecklose Rechnen. Denk lieber an deine eigenen Verhältnisse, in die ich jetzt leider auch mit hineingezogen werde, und unter denen ich bitter leiden muß, denn natürlich ist jetzt meine Heirat weit hinausgeschoben. Mit Schulden heirate ich nämlich nicht, so weit wirst du mich kennen. Und da ich jetzt gezwungen bin, deinethalben — nein, unserer kranken Mutter wegen Schulden zu machen, muß ich noch lange auf Anna verzichten."

Die Traurigkeit, mit der Otto das sagte, rührte seinen leichtsinnigen Stiefbruder denn doch ein wenig. Er streckte Otto die Hand hin und sagte hastig: „Ich verspreche dir —"

Sein Stiefbruder nahm die Hand aber nicht und fiel ihm bitter ins Wort: „Daß du dich von nun an einschränken wirst, um diese Schuld zurückzuzahlen? Versprich lieber nichts, denn halten würdest du es doch nicht. Ein Genußmensch, wie du einer bist, kann sich ja doch nichts versagen. Auch sagte ich es ja schon, nicht dir, sondern nur unserer alten Mutter, die, ehe ich einen Stiefvater und dich dazu bekam, so sehr gut gegen mich war, bringe ich dieses schwere Opfer."

Fritz antwortete nicht und sah jetzt wieder recht finster vor sich hin. „Wenn dir die Schubert das Geld leihen würde —" fing er dann wieder an.

„Die alte Frau laß endlich in Ruhe!“ sagte Otto scharf. „Ob sie viel oder wenig hat, geht uns nichts an. Dich schon gar nicht. Aber du gehörst schon zu den ganz nichtsnutzigen Leuten, die es als selbstverständlich ansehen, wenn sie mit dem Gelde anderer Leute rechnen.“

„Ich bitte dich —“

„Still! Hast du nicht mit dem Gelde anderer Leute ein Lotterleben geführt? Hast du nicht — Doch was helfen jetzt Vorwürfe!“

„Das denke ich mir schon lange,“ lachte Fritz und sah dann gleichmütig zu, wie Otto hastig zu essen begann.

Er war bald fertig damit, bezahlte seine Zeche und erhob sich. „Du kannst später zur Paulanerkirche gehen,“ sagte er. „Ich komme gegen drei Uhr hin.“

Fritz sah dem eilig Davongehenden zornig nach. „Wie einen Schuhputzer behandelt er mich!“ murrte er.

Schon vor drei Uhr aber stand er vor der Paulanerkirche und wartete voll fieberhafter Ungeduld auf Ottos Erscheinen, allein es wurde vier Uhr, ehe dieser auftauchte. Schon dämmerig war es, denn der Nebel lag fast auf der Erde.

Fritz wußte beim ersten Blick in das Gesicht seines Stiefbruders, daß dessen Bemühungen erfolglos gewesen waren. Er wagte keine Frage, er sah Otto nur angstvoll an.

„Vierhundert Kronen habe ich jetzt beisammen,“ war die Antwort auf diesen Blick.

„Also achthundert Kronen ist dein gerühmter guter Ruf doch nicht wert!“

Otto Falk erwiderte auf diese Frechheit mit keinem Wort. „Jetzt gehst du nach Hause. In einer Stunde ist der Händler bei dir,“ sagte er kalt. „Ich komme mit ihm zu dir.“

Fritz wollte auffahren.

Ein Blick Ottos brachte ihn zum Schweigen. Ohne Gruß verschwand er im Nebel.

Sein Bruder wendete sich der inneren Stadt zu. Der Bekannte, der ihm die letzterhaltenen zweihundertfünfzig Kronen verschafft, hatte ihm die Adresse eines Geldverleihers gegeben, der zuweilen so viel Gemüt in sich entdeckte, auch solchen Leuten Geld zu borgen, die, wie zum Beispiel ein Buchhandlungsgehilfe, kein großes Einkommen haben und auch keine anderweitige Deckung geben können.

Otto fand den Mann nicht daheim, wartete eine Stunde lang auf sein Kommen, traf ihn dann bei schlechter Laune und mußte unverrichteter Dinge gehen.

Von Fritz hörte er, daß der Händler schon fortgegangen sei und alles in allem nur neunzig Kronen dagelassen habe.

Otto sank auf einen Stuhl und starrte wortlos vor sich hin.

„Geh doch zur Schubert!“ sagte Fritz. „Es bleibt uns jetzt nichts anderes übrig.“

Otto antwortete lange nichts. Dann erhob er sich und setzte seinen Hut wieder auf. „Es bleibt mir in der Tat nur noch dieser letzte Ausweg. Aber ich fürchte, auch dieser Gang wird umsonst sein.“

„Es handelt sich doch nur noch um dreihundert Kronen. Die Kleinigkeit, die dann noch fehlt, wirst ja du selbst dazulegen können.“

„Nur noch um dreihundert Kronen!“ wiederholte Otto bitter. „Ich habe es bis heute nicht gewußt, daß es für einen ehrlichen Menschen so furchtbar schwierig ist, Schulden zu machen,“ setzte er hinzu.

Dann ging er langsam aus dem Zimmer.

Auch Fritz brach auf, schloß ab und folgte ihm.

Das Zimmer, das Fritz bei einer alten Witwe gemietet hatte, war vom Gang aus zu erreichen. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß niemand das Kommen und Gehen des Händlers bemerkt hatte.

Kurz vor halb sechs Uhr kam Otto bei Frau Schubert an, die im fünften Stadtbezirk wohnte.

Sein Stiefbruder betrat dicht hinter ihm das Haus, kam aber bald zurück und wartete an der nächsten Straßenecke auf ihn.

Otto blieb etwa eine Viertelstunde aus, dann kam auch er, sichtlich sehr erregt, zurück.

„Wieder nichts?“ rief sein Stiefbruder ihm entgegen.

Otto antwortete nicht. Rasch und schwer atmend ging er weiter.

Fritz blieb dicht neben ihm. „Hat sie dich abgewiesen?“ fragte er.

„Ja.“

„Daß sie so armselig wohnt!“

„Kennst du denn ihre Wohnung?“

„Ich bin dir nachgegangen. Ich wollte dir noch etwas sagen, hab' dich aber nicht mehr erreicht, sah dich nur noch durch den Hof gehen. Also sie gibt nichts her?“

„Nein. Sie wurde sehr zornig.“

„Was jetzt? Diese Frau war meine letzte Hoffnung.“

„Die meine noch nicht. Gerade, als sie mich abgewiesen hatte, ist mir eingefallen, daß ich zu meinem Firmpaten gehen kann. Freilich, wenn der auch nicht hilft, dann —“

„Dann kann ich mich morgen erschießen. Meinen Revolver habe ich schon zu mir gesteckt. Ich brauche also deswegen nicht einmal mehr in meine Wohnung zu gehen.“

Fritz war es jetzt sicherlich ernst mit dieser Rede. Sein Aussehen und das Beben seiner Stimme bewiesen dies. „Es wird doch nicht zu einem Bruch mit deiner Braut kommen?“ fragte er bedrückt.

Der andere schüttelte den Kopf. „Frau Schubert versprach mir, über die Sache zu schweigen.“ Dann fuhr er ziemlich ruhig fort: „Erwart mich um neun Uhr im Kaffeehaus neben dem Theater an der Wien. Ich gehe jetzt zu meinem Paten und dann Anna entgegen. Nachher komme ich zu dir.“

Fritz wollte ihm die Hand reichen.

Otto sah sie nicht, oder wollte sie nicht sehen.

So gingen sie ohne Gruß auseinander.

---

## Zweites Kapitel.

Die vollen, ernsten Glockenklänge vom Turm der Stephanskirche kündeten die siebente Abendstunde an. Einige Minuten später traten aus einem Hause der Kärntnerstraße etliche junge Mädchen. Sie alle hatten es sehr eilig. Es waren Schneiderinnen, die im „Salon Irene“ täglich acht Stunden lang hübsche Toiletten für — andere machten und froh waren, wenn die abendliche Freiheit anbrach. Daher ihre Eile. Sofort waren sie im Gedränge verschwunden.

Eine der jungen Arbeiterinnen, die etwas später das Haus verließ, eine hübsche, bescheiden und doch sehr nett gekleidete Brünette, war vor dem Tore stehen geblieben. Nach rechts und nach links schaute sie sich um, aber der, der sie fast allabendlich hier erwartete, war heute noch nicht da.

Anna Lindner trat wieder in den Hausflur zurück und wartete. Sie mußte über sich selbst lächeln, über die Ungeduld, mit der sie heute ihren Arbeitsgenossinnen

nachgeeilt war, was sie sonst doch nie tat, denn ihr Verlobter konnte ja im besten Falle erst zehn Minuten nach sieben Uhr zur Stelle sein. So lange brauchte er mindestens, um von seiner Buchhandlung bis zu ihrem Geschäftshause zu kommen.

Aber zuweilen verspätete er sich auch. Dann wartete sie, wie jetzt, im Hausflur auf ihn, denn in der gerade um diese Zeit sehr belebten Straße könnte sie ihn verfehlen, wenn sie ihm entgegengehen würde.

Eine Viertelstunde verging. Das Mädchen wurde ungeduldig. Gerade heute hätte Otto pünktlich sein sollen. Sie wollten doch in der Rotenturmstraße bei einem Ausverkauf einige Wäschestücke für ihre künftige Wirtschaft kaufen. Wenn Otto nun nicht bald kam, wurde jenes Geschäft geschlossen.

Er kam nicht.

Als es schon nahezu halb acht Uhr war, ging Anna ein bißchen geärgert und ein bißchen beunruhigt nach Hause. Gerade auf den heutigen Abend hatte sie sich so gefreut.

Zu ihrer ziemlich am äußeren Ende des fünften Stadtbezirks gelegenen Wohnung brauchte sie fast drei Viertelstunden. Sie legte diesen Weg früh und abends zu Fuße zurück, was bei ihrem sitzenden Berufe geradezu eine Notwendigkeit für sie war. Ihr Mittagessen nahm sie in einem bescheidenen Gasthause ein, das in der Nähe ihres Geschäfts lag. So ersparte sie mittags den weiten Heimweg und gewann eine Arbeitsstunde mehr, für die sie selbstverständlich besonders entlohnt wurde.

Es war alles sehr genau eingeteilt im Leben dieser kleinen Schneiderin, in diesem so einförmigen und so bescheidenen Leben, darin es so viele Plage und so viele Entbehrungen gab. Freilich auch viele Freuden, denn Anna Lindner war eine große Lebenskünstlerin.

Sie verstand es, sich Freude zu machen. Jeder schöne Tag war ihr schon eine solche, und mußte sie durch Regen und Sturm, dann freute sie sich schon im voraus auf ihr warmes Plätzchen im Geschäft oder im Heim ihrer alten Tante, bei der sie, die Waise, schon mehrere Jahre lebte.

Auch über die feinen Toiletten, bei deren Anfertigung sie mit tätig war, freute sie sich; sie hatte eben ein Interesse an allem Schönen, das an sie herantrat.

Und wie glücklich wurde sie durch ihre Liebe, durch dieses herzliche, innige Verhältnis zu ihrem Verlobten gemacht! Sie kannte ihn schon ein ganzes Jahr. Seit dem Sommer war sie seine verlobte Braut und schwamm schier im Glück.

Freilich ein Schatten lag doch darauf. Tante Therese war nicht ganz einverstanden mit dieser Brautschaft. Otto Falk hatte ja noch keine sichere Anstellung. Sonst hatte sie nichts gegen ihn einzuwenden.

Und Anna selbst? Nun, die hatte überhaupt nichts gegen ihn einzuwenden, die liebte ihn eben und war bereit, bis an ihr seliges Ende ihre Nadel zu gebrauchen, wenn sie nur Ottos Frau werden konnte.

Gerade heute sehnte sie sich so sehr nach ihm und mußte nun den weiten Weg allein machen. Die Augen wollten ihr naß werden.

Aber sie bezwang sich. „Er hat halt eine Abhaltung gehabt," dachte sie bei sich und schritt tapfer aus.

In diesem Augenblick tauchte aus der dahinhastenden Menge der Leute Otto vor ihr auf, bemerkte sie aber noch nicht.

In ihr stieg ein Schrecken auf. Wie blaß er war! In düsteres Sinnen verloren starrte er vor sich hin und sah das Nächste nicht, denn soeben stieß er wie ein Blinder an einen der Vorübergehenden an.

Ein ärgerlicher Ausruf des Mannes brachte ihn zu sich. Er fuhr sich über die Augen und murmelte mechanisch eine Entschuldigung.

Das waren die Vorgänge weniger Sekunden. Dann stand Anna dicht vor ihrem Verlobten und sagte, ihre Hand auf seinen Arm legend, besorgt: „Aber Otto! Was ist dir nur, und woher kommst du jetzt erst? Ich hab' nimmer gemeint, daß ich dich heut noch sehen würde."

Sonst sah er so glücklich aus, wenn er ihrer ansichtig wurde. Heute seufzte er, drückte ihre Hand lange und fest, zog ihren Arm in den seinen und machte kehrt.

„Grüß dich Gott!" sagte er wie sonst, aber seine Stimme hatte keinen Klang, sein Auge keinen Glanz.

In Annas Herzen wuchs die Sorge. „Du kommst spät," sagte sie gepreßt.

Er nickte und erwiderte: „Ich hab' schon gefürchtet, ich verfehle dich."

„Was er nur hat?" dachte sie. Laut fragte sie: „Woher kommst du denn?"

Sie erhielt nicht sogleich eine Antwort darauf. Endlich sagte er: „Einen Geschäftsgang hab' ich gehabt."

„Und nicht gut ist dir," bemerkte sie, verstohlen sein Gesicht betrachtend, das ihr heute merkwürdig verändert, so spitz, so verfallen vorkam.

„Stimmt. Es ist mir ziemlich übel," gab er zu. „Schon seit Mittag befinde ich mich körperlich recht unwohl. Du mußt es mir ja ansehen."

Das Wort „körperlich" hatte er besonders betont. Seiner Begleiterin war das aufgefallen. Eine eigentümliche Scheu hielt sie aber davon ab, weitere Fragen zu stellen. Sie sagte nur: „Es wird dir gut tun, wenn

du bei uns zu Hause eine Tasse heißen Tee trinkst. Es schüttelt dich ja förmlich."

Ganz bestimmt hatte er Fieber. Auch übelgelaunt war er. „Es wäre mir lieber, wenn wir in ein Kaffeehaus gingen," meinte er kurz und heftig, um gleich danach hinzuzusetzen: „Weißt du, ich bin heute sehr reizbar. Man hat schon solche Tage, da bin ich lieber mit dir allein. Geh, komm hier herein. Da ist's gemütlich."

„Gemütlich!" dachte Anna, hinter ihm in das Kaffeehaus tretend. „Heute wird es kaum gemütlich werden!"

Ein paar Minuten später saßen sie in einer Ecke, und jedes hatte eine Tasse Tee vor sich.

Otto stürzte die heiße Flüssigkeit gierig hinunter, Anna trank in kleinen Schlucken, denn sie wurde immer besorgter, seit sie sein Gesicht in heller Beleuchtung sah. Es sah aus, wie das Gesicht eines Menschen aussehen kann, der erst kürzlich etwas Aufregendes erlebt hat, etwas, dessen er noch nicht Herr geworden ist.

Jetzt setzte er die geleerte Schale klirrend vor sich hin. Er konnte sie offenbar in den zitternden Händen nicht halten.

„Jetzt sprich, Otto! Was ist geschehen? So wie heute hab' ich dich noch nicht gesehen."

Da neigte er sich ihr entgegen, streckte ihr die Hand hin, und sein Gesicht glättete sich, seine Augen verloren die Düsterkeit. „Die Hauptsache ist, daß du mich immer gern hast," sagte er, und sein hübscher Mund zuckte.

Jetzt fiel alle Angst von ihr ab. Sie lächelte und flüsterte zärtlich: „Aber Otto, wie kannst du denn daran zweifeln? Selbstverständlich hab' ich dich immer gern. Ich wüßt' gar nicht, wie ich es anfangen sollt', dich nicht gern zu haben. Denk' ich doch schier den ganzen Tag nur an dich und an die Zeit, in der wir immer

beisammen sein werden. Und wenn die Tant' Resi unsere Hochzeit auch hinausgeschoben hat, einmal werden wir einander ja doch heiraten, und bis dahin mußt halt du auch Geduld haben."

„Freilich, bis dahin muß ich auch Geduld haben," entgegnete er bitter, „denn sie hat das Geld und kann Bedingungen machen, die sich so ein armer Teufel, wie ich einer bin, eben gefallen lassen muß."

„Otto!"

„Ja, ja, ich bin schon wieder ruhig. Erlaube mir nur, es lächerlich zu finden, daß so eine alte Frau, die es längst schon vergessen hat, was Liebe ist, wegen der viertausend Kronen, die sie dir versprochen hat — du hast sie allerdings noch mit keinem Auge gesehen, diese versprochenen viertausend Kronen —, daß also so eine alte Frau es sich herausnimmt, zu bestimmen, wann zwei Leute, die sich gern haben, miteinander glücklich sein dürfen."

„Aber hat sie denn nicht recht, bei deinem kleinen Einkommen und meinem noch viel kleineren Verdienst, um unsere Zukunft besorgt zu sein? Sie meint es ja nur gut mit uns."

„Gut meint sie es? Und mit uns? Nein, Anna, mit mir meint sie es ganz gewiß nicht gut. Glaubst du, ich spüre all die kleinen und großen Bosheiten nicht, mit denen sie dich und mich zum Auseinandergehen bringen will? Sie hat mir's ja doch mehr als einmal angedeutet, daß ich dich noch einmal unglücklich machen werde. Nun, sie hat vielleicht recht!"

„Otto! — Aber nein, heute bist du nicht für deine Reden verantwortlich. Du bist ganz einfach krank. Deine Hand ist ja eiskalt, und schon deine ganze Laune sagt, daß dir etwas fehlt. Es ist halt ein verlorener Abend. Nicht der erste ist es, und es wird nicht der

letzte sein, den du uns durch solch eine Stimmung verdirbst. Ach, wie hab' ich mich gerade auf den heutigen Abend gefreut! Meine ganzen Ersparnisse hab' ich mitgenommen — siebenundvierzig Kronen. Ein Dutzend Handtücher habe ich mir kaufen wollen, solche mit Einfassung, weißt du? Und zwei Tischtücher und ein Dutzend Servietten. Dazu hätte es gerade gelangt. Ich hab' mir alles schon ausgerechnet, wie ich heut mittag auf einen Sprung in der Rotenturmstraße gewesen bin. Ich hätt' ja da gleich alles kaufen können, aber ich hab' mir's so schön vorgestellt, daß du dabei sein sollst. Na, da kann man halt nichts machen. Werden wir also die Freud' ein andermal haben."

Wenn sie auf ihr Geplauder eine Antwort erwartet hatte, dann hatte sie sich geirrt. Ihr Verlobter war wieder in finsteres Nachdenken versunken und fuhr erst aus seinem Sinnen empor, als sie aufhörte zu sprechen.

„Ja, ja, freilich gehen wir später einmal miteinander einkaufen," erwiderte er zerstreut und stürzte ein Glas Wasser hinunter.

In Annas Augen stiegen Tränen auf. Allein sie war ein tapferes Mädchen und faßte sich gewaltsam. In der Überzeugung, daß heute nichts mehr zu ändern sei, forderte sie Otto auf, die Zeche zu bezahlen und mit ihr wenigstens bis zu ihrem Hause zu gehen.

Er war dazu bereit. Nach wenigen Minuten gingen sie wieder die nebligen Straßen weiter.

Otto zog Annas Arm an sich und sagte allerlei Liebes und Zärtliches. Ja, er forderte sie sogar auf, noch einen Umweg mit ihm zu machen, und so kam sie fast eine Stunde später als sonst vor dem Hause an, in dem sie mit ihrer Tante wohnte.

Da nahm Otto Falk rasch Abschied, und Anna betrat den nur spärlich erleuchteten Flur.

„Warum er es nur jetzt plötzlich so eilig gehabt hat?“ dachte das Mädchen. „Er hat wirklich Launen. Damit wenigstens hat die Tante recht.“

„Grüß Gott, Fräul'n Anna!“

Die kleine, rundliche Hausmeisterin hatte es gesagt. Sie war aus dem kurzen Gang aufgetaucht, in den die Treppe mündete.

„Guten Abend, Frau Grübl! Na, wie geht's denn Ihrem Tonerl? Hustet sie immer noch so stark?“

„Dank der Nachfrag'! Besser geht's ihr. Der Tee, den uns die Frau Schubert angeraten hat, ist halt doch gut.“

„Ei freilich. Die Tant' ist ja ein halber Doktor!“ lachte Anna.

„Und eine ganze Einsiedlerin. Ich hielt's nicht aus, von früh bis abends so ganz allein zu sein. Aber freilich, wir einfachen Leut' sind ihr halt nicht gut genug.“

Das kam einigermaßen bissig heraus.

Anna hob unwillkürlich den Kopf und entgegnete kühl: „Da irren Sie sich. Die Frauen hier im Hause sind der Tante keineswegs zu einfach. Sie ist nur gern für sich. Gute Nacht, Frau Grübl!“

Die kleine, dicke Frau schaute ihr mit einem lauernden Blick nach. „Was hat sie nur damit sagen wollen?“ murmelte sie. „Und wie hochmütig sie plötzlich dareingeschaut hat!“

Dann schickte sich Frau Grübl an, mit ihrer Laterne und dem Kohleneimer nach dem Keller zu gehen.

Anna war schon im Hof verschwunden. Die Dunkelheit, die allabendlich hier herrschte, falls nicht das klare Mondlicht dem einzigen armseligen Laternlein bei seinem Geschäfte half, war heute noch vertieft durch den dichten Nebel, der schon seit Stunden über der Stadt lag.

Anna sah nach ihrer Wohnung hin. „Warum hat sie nur heute kein Licht?“ murmelte sie. „Oder hat sie die Laden schon geschlossen? Das tut sie doch sonst erst vor dem Schlafengehen.“

Vor der Tür der ebenerdigen Wohnung blieb sie stehen und schob den Schlüssel in das Schloß, das sie bei ihrem Gehen und Kommen stets selber zu sperren und zu öffnen pflegte.

Aber heute konnte sie letzteres nicht tun, denn es steckte von innen der Schlüssel. Die Tante hatte also vergessen, ihn abzuziehen.

Anna ging wieder hinaus auf den Hof zum nächsten der Zimmerfenster und pochte daran. Dabei gewahrte sie den zarten Schein des Lämpchens, das ihre Tante allezeit vor einem Marienbild brennen ließ.

Die hölzernen Fensterladen waren also nicht geschlossen, sonst hätte man das Licht, das in dem roten Glaslämpchen brannte, nicht sehen können.

Anna lauschte. Nichts regte sich.

Wieder pochte sie an das Fenster. „Ich hätte nicht so spät kommen sollen,“ dachte sie. „Über dem langen Warten wird sie eingeschlafen sein.“

Mit diesem Selbstvorwurf ging Anna wieder zur Tür, sicher erwartend, daß ihr zweites, sehr starkes Pochen die alte Frau geweckt haben müsse. Aber noch immer rührte sich nichts.

Jetzt legte die schon ungeduldig Wartende, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken, die Hand auf die Klinke.

„Ah!“ rief sie unwillkürlich aus, denn die Klinke hatte dem Druck nachgegeben, und die Tür wich zurück.

Anna trat zuerst in die Küche, fand sofort die Zündholzschachtel, die zugleich mit einem Leuchter stets auf dem Speiseschrank stand, und zündete die Kerze an.

„Grüß Gott, Tanterl!“ rief sie durch die offenstehende Tür in das Zimmer hinein.

Keine Antwort.

Jetzt wurde ihr nun doch bang zumute. Sie war schon im Begriffe gewesen, die Tür, die in den Hof hinausführte, wieder zu schließen, aber sie ließ es jetzt sein.

Zuerst zögernd, dann seltsam hastig machte sie, den Leuchter in der Hand, die wenigen Schritte zum Zimmer hin und leuchtete hinein.

Im nächsten Augenblick gellte ein wilder Schrei durch die nächtliche Stille. Anna, wirr vor Entsetzen, taumelte bis an die Wand der schmalen Küche zurück.

---

## Drittes Kapitel.

„Was war denn das?“ ruft die Schustersfrau, die auch eine Hofwohnung hat und eben dabei ist, die Betten zu machen. Sie wirft das Kopfkissen hin und hastet in den Hof hinaus. Dort trifft sie mit der Grübl zusammen, die mit dem Kohleneimer und ihrer Laterne aus dem Keller heraufkommt.

„Haben Sie's auch g'hört?“

„Freilich hab' ich's g'hört.“

„Da ist was gescheh'n.“

„Bei der Schubert war's.“

Die beiden Frauen laufen auf die offenstehende Tür der Schubertschen Wohnung zu.

In den oberen Stockwerken werden die Fenster aufgerissen, überall kommen Köpfe zum Vorschein, ängstliche Fragen werden heruntergerufen.

Dann rennen Leute die Treppe herunter, und eine Minute später ist der Hof voll von Menschen.

Der pensionierte Feldwebel Dengler vom zweiten

Stock hat seine Pfeife noch in der Hand, die hübsche kokette Frau Wichl, die die große Eckwohnung hat, ist mit ihrem Dienstmädchen heruntergerannt; sie sieht jetzt gar nicht hübsch aus, denn sie hat schon ihre falschen Zähne abgelegt, und ihre Frisur ist nicht wiederzuerkennen.

Alles redet und flüstert und drängt zur Tür hin, hinter der sich offenbar etwas Schreckliches zugetragen hat.

Der Feldwebel und der Schuster betreten zuerst die Wohnung der alten Frau Schubert. Ersterer nimmt der ganz erstarrten Anna das Licht aus der Hand und leuchtet damit ins Zimmer hinein.

„Tun S' die zwei Weiber hinaus,“ sagt er dann zum Schuster, „und es soll sofort jemand zum Kommissariat laufen. Da ist ein Mord geschehen.“

Dengler betritt das Zimmer, auf dessen Boden die alte Frau Schubert liegt. Er faßt ihre Hand. Sie ist schon kalt und steif. Der großen Blutlache, die sich auf dem Fußboden ausgebreitet hat, hält sich Dengler vorsichtig fern.

Anna ist auf die Küchenbank gesunken und hat das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Der Feldwebel wendet sich zu dem fassungslosen Mädchen, tiefes Mitleid drückt sich in seinem faltigen Gesichte aus. Er stellt aber keine Frage an sie, schweigend bewacht er die Tote im Zimmer und die vor Schreck wie Gelähmte in der Küche.

Es vergehen nur wenige Minuten, bis der Kommissar mit drei Begleitern eintrifft. Nun wird das Tor geschlossen, und die Parteien des Hauses werden ersucht, sich in ihre Behausungen zurückzuziehen.

Vier Paar Augen sind es, die mit scharfen Blicken das zitternde Mädchen streifen, das sich langsam erhebt.

„Wer sind Sie?“ fragt der Kommissar.

Sie kann nicht sogleich antworten, ihre Zunge ist wie gelähmt.

Statt ihrer antwortet der alte Feldwebel, der, die Pfeife in der Linken, die Rechte salutierend erhebend, ganz vergißt, daß er längst keine Uniform mehr trägt.

Der Schein eines Lächelns verzieht die Gesichter der Beamten über das Komische, das durch das Aussehen des wackeren Mannes, der im Schlafrock und in gestickten Hausschuhen seine Meldung abstattet, in das Tragische der Situation gebracht wird.

„Und wer sind Sie selbst?“

Dengler stellt sich vor und erklärt hastig, daß er nur hier geblieben sei, um zu verhindern, daß irgend etwas an dem Tatort verändert werde.

„Sehr gut!“ sagt der Beamte und wendet sich zum Arzt, der neben der Leiche kniet.

Eine genaue Untersuchung des Zimmers wird vorgenommen, und bald darauf herrscht wieder Ruhe in dem Hause, das heute der Schauplatz einer so unheimlichen Tat geworden ist.

* * *

Der Staatsanwaltsvertreter Doktor Lauterer, ein noch junger Beamter, der erst vor kurzer Zeit sein Amt angetreten hatte, galt jetzt schon dafür, daß er ohne Ansehen der Person seines Amtes walte, und seine Vorgesetzten hielten ihn für einen sehr tüchtigen Juristen.

Als man Anna Lindner zu ihm ins Zimmer führte, war er soeben dabei, das Protokoll, das noch in der vergangenen Nacht aufgenommen worden war, zu prüfen.

„Anna Lindner ist hier,“ sagte der Amtsdiener,

als er die Zitternde über die Schwelle schob und dann die Tür wieder schloß.

Lauterer schaute auf, und als er das Mädchen ängstlich neben der Tür stehen sah, ging er ihr entgegen und führte sie zu dem Stuhl, der neben seinem Tische stand.

„Vor allem, liebes Fräulein," begann er, „müssen Sie sich beruhigen. Es gilt, einen Anhaltspunkt zu finden für unsere Nachforschungen. Damit Sie uns dabei behilflich sein können, müssen Sie zu ruhigem Denken kommen, müssen Sie sich bewußt werden, daß vielleicht Sie allein imstande sind, Angaben zu machen, die uns auf die Spur des Mörders bringen. So — und nun wollen wir miteinander über die traurige Sache reden."

Ein Blick in die todestraurigen Augen des Mädchens hatte ihn bereits über ihren Anteil an dem Fall aufgeklärt. Er hatte zuerst vorgehabt, das Protokoll, das mit ihr aufzunehmen war, durch einen seiner Untergebenen schreiben zu lassen, aber er fand es jetzt doch für besser, ihr alles zu ersparen, was sie noch verstörter machen konnte, als sie ohnehin schon war.

So notierte er selber ihre Personalien und fuhr dann fort: „Also, Fräulein, in welchem Verwandtschaftsgrad standen Sie zu der Toten?"

„Sie war die Schwester meiner Mutter."

„Ihre Mutter ist schon lange tot?"

„Seit fast acht Jahren. Mein Vater starb vor zehn Jahren."

„Seit wann wohnen Sie bei Ihrer Tante?"

„Im nächsten Frühjahr werden es sieben Jahre."

„Da sind Sie also nicht sogleich, nachdem Sie verwaist waren, von Ihrer Tante aufgenommen worden?"

„Nein, denn sie lebte damals in Graz. Sie war

im Hause des pensionierten Generals Labriola Wirtschafterin. Ein halbes Jahr nach dem Tode meiner Mutter bat sie den General um Entlassung, denn sie war kränklich geworden und wollte hier mit mir zusammenleben."

„Sie war eine Wienerin?"

„Ja. Auch ihr verstorbener Mann war ein Wiener. Als junge Frau hat sie mit ihm in derselben Wohnung gewohnt, in der jetzt das Schreckliche geschehen ist."

„Sie war wohl nicht lang verheiratet?"

„Kaum drei Jahre. Als sie Witwe wurde, hat ihre erste Herrschaft sie an den General empfohlen. Sie war nämlich sehr zuverlässig, und eine solche Frau brauchte der General, der Witwer war, für seinen Haushalt und für seine Tochter."

„Ihre Tante war also eine sehr verläßliche Frau. Sie hat dem General lange die Wirtschaft geführt?"

„Siebzehn Jahre lang, und dabei hat sie fast zwölf Jahre lang die Baronesse Simonetta wie eine Mutter behütet. Dann ist die Baronesse in ein Schweizer Institut gekommen, und meine Tante hat noch fünf Jahre dem General die Wirtschaft geführt."

„Um dann Ihretwegen nach Wien zu kommen?"

„Ja. Sie hat mich sehr gern gehabt," antwortete Anna schluchzend.

„Und Sie haben sie auch lieb gehabt?"

Anna nickte nur und preßte die Hände zusammen, dann brach sie in Tränen aus und sagte: „Sie hat es einem freilich manches Mal schwer gemacht. Sie war ja gewiß ganz gut gegen mich, aber sie konnte auch sehr heftig sein und sehr mißtrauisch."

„Wie hat sich denn das geäußert?"

„Sie hat mit fast niemand im Hause gesprochen und niemand in unsere Wohnung gelassen. Ehe sie

aufgesperrt hat, ist sie immer erst zum Fenster gegangen und hat geschaut, wer es ist, der herein will. Und wenn sie selber fortgegangen ist — ich bin nämlich fast den ganzen Tag außer Haus — da hat sie sogar ein Vorhängeschloß vor die Tür gelegt."

„Sie wird halt gewußt haben, daß bei ihr was zu stehlen war."

Anna zuckte die Schultern. „Was kann sie viel gehabt haben!"

Lauterer lächelte, als er einwarf: „Ja, wenn Sie das nicht wissen, wer soll's dann wissen! Tatsache ist jedenfalls, daß man sie bestohlen hat."

Wieder zuckte Anna die Schultern. „Ich weiß nur, daß ich, wenn ich heirate, viertausend Kronen von ihr bekommen sollte. Auch hat sie in einer schwarzen Holzkassette Schmuck aufgehoben, Geschenke von den Herrschaften, bei denen sie gedient hat. Ein Paar sehr schöne Ohrgehänge hat sie mir schon geschenkt zu meinem letzten Namenstag und weil ich die Tante vorher in einer schweren Krankheit gepflegt habe. Die Ohrringe sollen sechshundert Kronen wert sein."

„Solche Geschenke hat sie Ihnen gemacht! Und dabei hat sie Sie als Nähterin gehen lassen?"

„Nun, daß ich in die Arbeit gehen mußte, das war schon recht. Wann soll man sich denn plagen und etwas lernen, wenn man's nicht tut, solange man jung ist?"

Lauterer nickte ihr freundlich zu. „Mußten Sie Ihrer Tante etwas für das Wohnen bezahlen?"

„Dreißig Kronen habe ich ihr monatlich geben müssen."

„Und wie viel verdienen Sie?"

„Im Monat neunzig Kronen. Ich habe also noch ganz gut mein Mittagessen und Wäsche und Kleider

kaufen können. O, Herr Doktor, jetzt erst werde ich es wissen, wie gut es mir trotz allem gegangen ist."

„Hat Ihre Tante von ihren Ersparnissen gelebt?"

Anna schüttelte den Kopf. „Nach dem Tod ihres Mannes hat sie eine kleine Pension gehabt. Sechshundert Kronen. Der Onkel war Magistratsbeamter. Und auch der General hat ihr monatlich dreißig Kronen geschickt. Es war ihr von ihm schriftlich zugesagt worden, daß sie dieses Geld bis an ihr Lebensende erhalten soll. Es war also auch sozusagen eine Pension."

„Da hat die Frau ja ganz nette Einnahmen gehabt."

„Das schon, und sie hat auch gut gelebt und hat mich auch ein bißchen verwöhnt, was ich jetzt bitter spüren werde."

„Womit verwöhnt?"

„Sie hat mir immer ein sehr gutes Abendessen gegeben. Und für die Instandhaltung meiner Wäsche und Kleider hat sie auch gesorgt. Mir selbst wäre das schwer geworden, denn ich muß um sieben Uhr morgens fort und komme abends erst gegen acht Uhr heim. — Ach," setzte sie aufschluchzend hinzu, „nun habe ich kein Heim mehr, bis —"

„Bis?"

„Bis ich heiraten werde."

„Sind Sie verlobt?"

„Seit dem Frühling. Und jetzt tut es mir doppelt weh, daß die Tante mit meiner Brautschaft nicht recht einverstanden war."

„Nicht recht einverstanden? Was hat sie denn dagegen gehabt?"

„Otto ist nämlich auch arm, und seine Stellung ist nicht sicher. Und es ist ja wahr, daß er oft recht heftig ist. Aber ich hab' ihn halt gern, und darum war ich auch lang bös auf die Tante, weil sie unsere

Heirat immer hinausgeschoben hat, und das bereue ich jetzt."

„Sie sind doch mündig und hätten also ihre Einwilligung gar nicht gebraucht."

„Ich mußte aber doch wegen des Geldes auf sie hören. Womit hätten wir uns denn ohne die viertausend Kronen einrichten sollen?"

„Richtig — die viertausend Kronen!"

„Wir hätten sehr sparsam gewirtschaftet und hätten uns vielleicht die Hälfte für alle Fälle in die Sparkasse legen können. Es wäre sicher keine leichtsinnige Heirat gewesen. Sie aber hat nicht wollen, und darüber waren wir beide natürlich nicht sehr erfreut. Otto am wenigsten. Gestern noch hat er sich darüber geärgert."

„Wann waren Sie denn zum letzten Male mit Ihrem Verlobten zusammen?"

Es war bei dieser Frage ein Ausdruck großer Aufmerksamkeit in seinen Augen.

„Gestern abend."

„Da waren Sie also noch vergnügt beisammen, während Ihre arme Tante schon ermordet war."

Kopfschüttelnd sagte sie: „O nein, gestern waren wir gar nicht vergnügt. Otto hatte seinen schlechten Tag. Er holte mich nicht wie gewöhnlich ab, und als wir uns dann unterwegs trafen, war er ganz anders als sonst. Ganz elend hat er ausgesehen, und so in sich versunken war er, daß er gegen die Leute anrannte. Ich bin nicht darauf gekommen, was ihn so aufgeregt hat. Aber vergnügt waren wir alle beide nicht. Und mit zur Tante hat er auch nicht kommen wollen."

„Nicht?"

„Nein. Ich bin in großer Sorge um ihn, er muß krank sein, war es gewiß gestern schon."

„Woraus schließen Sie das?"

„Weil er heute noch nicht bei mir war, und er müßte doch schon wissen, was geschehen ist."

„Wo wohnt denn Ihr Verlobter?"

„Im sechsten Bezirk, in der Magdalenenstraße. Gleich neben dem Theater an der Wien."

„Wie heißt er?"

„Otto Falk. Er ist Gehilfe in einer Buchhandlung auf der Ringstraße. Wollen Sie etwas von ihm?"

„Er hat Sie wohl bei Ihrer Tante öfters besucht?"

„Oft gerade nicht."

„Immerhin gehörte er also zu den wenigen, die allenfalls eine auf die Tante bezügliche Aussage machen können."

Lauterer erhob sich. Anna tat desgleichen. Sie schaute ihn fragend an.

Er nickte ihr zu. „Nun, Fräulein," sagte er, „Sie können jetzt gehen. Ich darf wohl annehmen, daß Sie mir nichts mehr zu sagen haben?"

„Ich weiß nichts mehr, Herr Doktor."

„Also guten Tag, Fräulein!"

Anna grüßte stumm und ging. Mit schwerem Herzen ging sie, und während sie dem Hause zuschlich, in dem sie seit Jahren so friedlich gewohnt hatte, und das jetzt zu einem Ort des Schreckens geworden war, schickte Lauterer Polizisten in Falks Wohnung und nach der Buchhandlung, in welcher der junge Mann angestellt war, und während Anna weinend in einem Winkel der Wohnung saß, las der Untersuchungsrichter aufmerksam das Protokoll, das der Kommissar gestern abend an dem Tatorte aufgenommen hatte.

Der Schlag der Wanduhr ließ ihn endlich aufsehen.

Es war zehn Uhr. Zu gleicher Zeit kam einer der Geheimpolizisten zurück, welche er ausgesandt hatte.

Der Mann berichtete, daß er nur mit Falks Quartiergeberin hatte reden können. Die Frau hatte ihm erzählt, daß Falk gestern knapp vor Torschluß nach Hause gekommen und heute viel früher als sonst wieder weggegangen sei. Auf die Frage, ob er vielleicht über Unwohlsein geklagt, habe die Frau gemeint, gesagt habe er darüber nichts, aber schlecht genug habe er ausgesehen. Dann hatte sie noch das Kaffeehaus genannt, in welchem Otto Falk sein Frühstück zu nehmen pflegte. Der Detektiv war auch dort gewesen, hatte nach Falk gefragt, aber erfahren, daß dieser heute nicht gekommen sei.

Noch hatte der Mann nicht ausgeredet, da traf auch der zweite Abgesandte ein. Er konnte berichten, daß Falk ein wenig verspätet ins Geschäft gekommen sei, eine Weile gearbeitet und dann eine Zeitung zur Hand genommen habe. Gleich darauf habe er, furchtbar aufgeregt, den Chef um die Erlaubnis gebeten, fortgehen zu dürfen. Er habe durch die Zeitung erfahren, daß die Tante seiner Braut ermordet worden sei.

Lauterer zündete sich, nachdem er die beiden Beamten entlassen, eine Zigarre an. Während er die ersten Züge tat, schrieb er zwei Worte auf einen Zettel, den er zu dem Protokoll legte.

Es war ein Name — Otto Falk.

Dann trat er ans Fenster und sah eine Weile dem blauen Rauchgekräusel seiner Zigarre nach.

Da öffnete sich die Tür. Der eintretende Gerichtsdiener meldete: „Herr Otto Falk.“

Lauterer legte die Zigarre hin. Interessiert schaute er zur Tür.

Auf deren Schwelle stand ein schlanker junger Mann.

## Viertes Kapitel.

Otto Falk und sein Bruder Fritz hatten sich ohne Gruß getrennt. Otto begab sich zu seinem Taufpaten, um von diesem das noch fehlende Geld zu erbitten. Es war ihm ein sehr schwerer Gang, aber die gute Stimmung, in welcher er den sonst ein wenig mürrischen alten Herrn traf, kam seinem Anliegen zustatten. Er brauchte nicht einmal viel zu reden, und die dreihundert Kronen lagen schon vor ihm.

„Ein leichtsinniger Bursch bist du nicht, das weiß ich. Mach also keine solche Jammermiene. Das Leben ist teuer, und da hast du halt einmal mehr gebraucht, als du einnimmst. Bedank dich nicht lange und zahl zurück, wann du kannst. So — und jetzt geh! Für heute kann ich dich nämlich nicht zum Bleiben einladen. Wir fahren ins Theater. Der Wagen muß schon unten stehen.“

Das war alles, was der alte Herr auf Ottos Bitte gesagt hatte.

Ganz verwirrt ging der junge Mann die Treppe hinab. Heißes Dankgefühl und einige Reue regten sich in seinem Herzen. Reue darüber, daß er zu diesem einzigen Menschen, der außer Anna in dem großen Wien zu ihm gehörte, so wenig Zugehörigkeitsgefühl gehabt, daß er ihm bei den seltenen Besuchen, die er ihm gemacht, nicht einmal seine Verlobung mitgeteilt hatte.

Der größten Sorge ledig, schlug er ganz unwillkürlich einen Weg ein, der ihn Anna entgegenführen mußte, obwohl er annahm, daß er ihr, da es schon spät geworden war, nicht mehr begegnen könne.

Nachdem er eine Weile gegangen, wurde er wieder recht düster gestimmt, denn es war ihm abermals so recht

zum Bewußtsein gekommen, welch großes Opfer er mit dem heutigen Schuldenmachen — nicht seinem leichtsinnigen Stiefbruder, sondern seiner herzkranken Mutter gebracht hatte, die ganz sicher an der Schande ihres Lieblings zugrunde gegangen wäre. Sie liebte ja ihn selbst, ihren einzigen Sohn aus erster Ehe, auch, ebenso ihre jüngste Tochter Hanna, aber der Fritz war ihr Sorgenkind, der war ihr ans Herz gewachsen.

An manch Vergangenes und an das heute Geschehene denkend, vergaß Otto Falk der Leute zu achten, und so konnte es geschehen, daß er ganz unversehens sich seiner Braut gegenüberbefand. Sie erblickend, fiel ihm blitzschnell ein, daß sie von dem Dasein seines Stiefbruders nur eine flüchtige Kenntnis hatte, daß er, sich schämend, weniger zu sein als dieser, ihr nie gesagt hatte, daß Fritz auch in Wien lebe; und schnell überlegte er, daß er erst ruhig geworden sein müsse, um ihr von den heutigen, auch für sie selbst so folgenschwer gewordenen Vorkommnissen zu berichten.

Das war der Grund, weshalb er über das Vorgefallene geschwiegen hatte.

Nachdem er sich von Anna verabschiedet, traf er bald nach neun Uhr mit seinem Stiefbruder zusammen, übergab ihm in nicht gerade liebenswürdiger Weise das so mühsam herbeigeschaffte Geld und verließ ihn gleich danach wieder.

Es wäre über seine Kräfte gegangen, mit dem ihm heute geradezu verhaßt gewordenen Fritz länger beisammen zu bleiben.

Er kam todmüde heim und legte sich sofort nieder. Aber der Schlaf stellte sich erst gegen Morgen bei ihm ein, und doch wurde er trotz aller Müdigkeit wieder von seiner Unruhe aus dem Bett getrieben.

Fast eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit ve

ließ er seine Wohnung. Er hatte vorgehabt, heute eher zu frühstücken und dann vor Fritzens Geschäft auf diesen zu warten, denn er nahm als sicher an, daß Fritz sich dort heute auch früher als sonst einstellen werde, um die Kasse in Ordnung zu bringen, noch ehe ihn jemand dabei stören konnte. Allein Fritz hatte es gar nicht eilig.

Aber der alte Buchhalter Prantner war schon da und zeigte sich nicht weniger ungeduldig als Otto. Und nun warteten sie beide auf Fritz, und Otto sagte dem alten Mann, was er gestern durchgemacht, um Fritz das Geld zu verschaffen.

Eine Viertelstunde nach der anderen verging — immer noch kam Fritz nicht.

„Der ist imstande und liest jetzt noch die ‚Fliegenden‘,“ knurrte Prantner.

Otto zog die Uhr, biß zornig die Zähne zusammen und sagte: „Ich muß jetzt gehen, nicht eine Minute mehr kann ich warten. Also, Herr Prantner, Ihr Wort habe ich. Da der Schaden gutgemacht ist, wird keine Menschenseele etwas von Fritzens Lumperei erfahren. Und nicht wahr — Sie schicken mir jemanden ins Geschäft? Ich möchte doch so schnell als möglich durch Sie selbst erfahren, daß alles in Ordnung ist.“

Er drückte des alten Mannes Hand und eilte in sein Geschäft. Trotzdem kam er fast eine halbe Stunde später, als er sollte. Die Unruhe, die in ihm war, mit Gewalt niederkämpfend, machte er sich sofort an die Arbeit. Dabei hörte er seine Kollegen von einem Mord reden, er achtete aber nicht weiter darauf.

Doch da sank ihm plötzlich die Feder aus den Fingern.

„Ein Raubmord ist's. Da steht es ja. Die ganze Wohnung der Ermordeten ist durchwühlt, und wenn Frau Schubert —“

—

Weiter hörte Otto nichts. Es ward ihm plötzlich schrecklich heiß im Kopf, vor seinen Augen flimmerte es, und in seinen Ohren rauschte es.

Er mußte sich setzen. Ein fürchterlicher Gedanke hatte ihm plötzlich alle Kraft genommen.

Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er sich die Zeitung ausbitten konnte. Er las nur wenige Zeilen, dann sank er auf den nächsten Stuhl.

„Was haben Sie denn?“ — „So reden Sie doch!“ drangen die Kollegen auf ihn ein.

„Die Ermordete ist die Tante meiner Braut,“ murmelte er und wischte sich über das blasse Gesicht.

„Da werden Sie fort wollen. Ich sag's schon dem Prinzipal, wenn er kommt,“ meinte einer, brachte ihm eilig seinen Rock und Hut, sagte ihm noch ein paar teilnehmende Worte und drängte ihn zur Tür hinaus.

Da begegnete ihm noch im Hausflur ein Bursche mit einem Brief in der Hand.

„Wo treffe ich hier Herrn Falk?“ fragte der Bote. Er trug eine Mütze mit der Firma des Geschäftshauses, dessen einer Kassier Fritz war.

Diesen Namen sah Otto, und erleichterten Herzens nahm er den Brief entgegen, denn er wußte ja, daß Prantner ihm darin mitteilen würde, nun sei alles in Ordnung.

Auf der Straße sprang er auf den nächsten daherkommenden Straßenbahnwagen, löste sich einen Fahrschein und lehnte sich an eine der Wände der Plattform.

Jetzt erst öffnete er den Umschlag und las den Brief, den Prantner ihm gesandt.

Da wich das Blut wieder aus seinen Wangen, seine Augen wurden starr. Prantner meldete ihm, daß nicht Fritz, sondern nur ein Brief von ihm ge-

kommen sei, in welchem der Elende schrieb, daß er in der letzten Nacht wieder gespielt habe, um das Fehlende noch zu gewinnen, daß er aber Unglück gehabt habe, und da er nun das in seiner Kasse fehlende Geld doch nicht ganz ersetzen könne, ziehe er es vor, zu verschwinden, und zwar für immer.

Dies berichtete Prantner und schloß sein Schreiben mit den Worten: „Nun, zu ängstigen brauchen Sie sich nicht weiter um ihn. Einer, der keine Spur von Ehre mehr hat, tut sich so leicht nichts an.“

Kaum hatte Otto den Brief gelesen, als er vom Wagen sprang und nach Fritzens Wohnung eilte.

Dort erfuhr er, daß Fritz erst nach Mitternacht nach Hause gekommen und gegen fünf Uhr schon wieder gegangen sei. Er habe hinterlassen, daß er verreisen müsse, und habe seinen Reisekoffer mitgenommen.

Die Wirtin wollte wissen, wer er sei, doch gab ihr Otto aus guten Gründen darauf keine Antwort, sondern fragte seinerseits, ob Herr Fritz Stegmann denn Verwandte in Wien habe. Zu seiner Erleichterung erfuhr er, daß Herr Stegmann darüber nicht gesprochen habe.

Sich mit Gewalt zu ruhiger Überlegung zwingend, nahm er seinen Weg wieder auf. Er sehnte sich, bei Anna zu sein, denn er fühlte, daß in dieser schrecklichen Zeit sein Platz neben ihr war.

Aber er fürchtete sich auch vor einem Wiedersehen, denn er hatte ja nun ein Geheimnis vor ihr. Sein Geheimnis war ein Verdacht, der sich wie eine Bergeslast auf seine Seele wälzte.

Als er in das Haus kam, hörte er, daß Anna zum Untersuchungsrichter Doktor Lauterer vorgeladen worden war, und daß er sie vermutlich dort noch treffen könne.

—

## Fünftes Kapitel.

„Setzen Sie sich, Herr Falk," sagte Doktor Lauterer zu seinem Besucher und wies auf den Stuhl, den soeben Anna Lindner verlassen hatte.

Otto setzte sich. „Ich dachte —" begann er.

Lauterer unterbrach ihn: „Sie sind gewiß Fräulein Lindner begegnet, und diese hat Sie hierher geschickt?"

„Nein, ich habe Anna nicht gesehen, aber ich wollte —"

„Sie haben heute ungewöhnlich früh Ihre Wohnung verlassen?"

„Woher wissen —"

„Sie sind später als sonst ins Geschäft gekommen und gingen bald darauf wieder. Sie haben dort durch die Zeitung die Ermordung der alten Schubert erfahren?"

Falk schaute sichtlich betroffen auf. Dann fragte er ein wenig schroff: „Warum hat man mich gesucht? Wie komme ich dazu?"

„Wir interessieren uns jetzt für jeden, der mit Frau Schubert bekannt war, der über ihre Verhältnisse Auskunft geben kann und —"

„Das kann ich wohl kaum. Ich habe dieser Frau ziemlich ferngestanden. Sie hat mich wenig leiden können, und Leute, die man nicht mag, weiht man gewöhnlich nicht in seine Verhältnisse ein."

„Sehr richtig. Aber ist Ihnen nicht durch Ihre Braut einiges davon bekannt geworden?"

„Anna hat nur davon gesprochen, daß ihre Tante eine rechte Heimlichtuerin sei, sonst weiß ich nichts." Es klang das ein wenig gereizt, und noch gereizter war der Ton, in dem Otto schloß: „Übrigens werden Sie das meine Braut wohl schon gefragt haben."

„Habe ich auch,“ erwiderte Lauterer trocken. „Ich bitte jetzt um Angabe Ihrer Personalien.“

Falk gab Namen, Geburtsort und seinen Stand an.

„Bei Trautenau also sind Sie zu Hause? Dort ist es sehr hübsch. Als ich noch bei meinen Eltern lebte, habe ich mit ihnen drei Ferien im Riesengebirge verlebt. Da habe ich auf meinen Wanderungen auch Ihre Heimat kennen gelernt. Haben Sie noch Verwandte dort?“

„Meine Stiefschwester, bei der unsere Mutter lebt,“ entgegnete Otto und setzte rasch hinzu: „In Wien bin ich seit drei Jahren.“

„Das haben Sie schon angegeben.“

„Warum werde ich eigentlich über die Verhältnisse der Schubert gefragt? Es steht doch alles in der Zeitung.“

„Nicht alles.“

„Was denn nicht?“

„Der Betreffende hat auf dem Tatort etwas zurückgelassen.“

Lauterer nahm, einem augenblicklichen Einfall folgend, aus einem Fach seines Schreibtisches einen kleinen Gegenstand und legte ihn vor Otto Falk hin. Es war ein vierblätteriges Kleeblatt aus mattem Golde. Auf einem der Blätter lag wie ein Tautropfen ein Diamant. Die Öse, in welcher der feine Stiel des hübschen Schmuckstückes auslief, war ausgerissen.

„Das also hat der Mörder zurückgelassen?“ rief Otto. Er sah dabei aus wie einer, dem etwas Gutes, sogar etwas sehr Gutes widerfährt. Seine Augen flammten auf.

„Das Schmuckstück ist echt. Der diamantene Tautropfen ist allein über zweihundert Kronen wert.“

Lauterer sagte das, fast mechanisch die Worte dessen wiederholend, der ihm das Uhranhängsel übergeben hatte.

Otto Falk achtete gar nicht auf die Worte. Seine Augen hingen noch immer an dem schönen, auffallenden Anhängsel, aber seine Gedanken waren höchst wahrscheinlich nicht an dem Ort, an welchem sein Körper jetzt weilte, denn in Amtsstuben solcher Art pflegt man nicht so zu lächeln.

Lauterer war einigermaßen verwundert. Obgleich er wußte, daß das Schmuckstück in der zusammengeballten Hand der Ermordeten gefunden worden war, fragte er: „Haben Sie das Ding schon früher gesehen? Gehörte es vielleicht der Schubert?"

„Ich weiß nicht, ob es ihr gehört hat. Ich weiß nur, daß dies etwas ganz Modernes ist, und daß Annas Tante nur altväterischen Schmuck besaß. Woher sollte sie denn dieses Uhranhängsel auch bekommen haben? Hat es Anna schon gesehen?"

„Man hat es ihr sofort gezeigt. Sie hat es nie vorher gesehen."

„Dann hat es wohl sicher der Mörder verloren," sagte Falk mit großer Bestimmtheit.

Einen Augenblick betrachtete ihn Lauterer verwundert. „Warum sind Sie eigentlich hierher gekommen?" fragte er dann rasch.

Otto stand auf, überlegte noch einen Augenblick und sagte dann: „Weil ich etwas zu melden habe."

„Was denn?" Lauterer schaute höchlich interessiert auf das hohe Erregung verratende Gesicht Ottos.

„Gestern, zehn Minuten vor sechs Uhr, hat Frau Schubert noch gelebt."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil ich zu dieser Zeit von ihr weggegangen bin."

„Sie sind gestern abend bei ihr gewesen?"

„Ich sagte es soeben."

„Und können beweisen, daß Sie schon vor sechs Uhr von ihr weggegangen sind?"

„Beweisen kann ich das nicht. Ich habe doch nicht ahnen können, daß mir das notwendig werden würde," entgegnete Otto voll Bitterkeit, aber mit steinerner Ruhe Lauterers forschenden Blick aushaltend.

„Setzen Sie sich nur wieder, Herr Falk," sagte Lauterer freundlich, „und sagen Sie mir, was Sie gestern bei der Schubert zu tun hatten."

„Ich ging zu ihr, um sie zu bitten, unsere Hochzeit nicht länger hinauszuschieben."

„So!"

„Sie schlug mir's ab."

„So!"

„Weiter hatte ich bei ihr nichts zu tun. Ich war im ganzen kaum mehr als eine Viertelstunde bei ihr. Als ich ging, schloß sie hinter mir ab."

„Und um mir das zu erzählen, sind Sie hierher gekommen?"

„Ja."

„Ihre Braut hat mir nichts davon gesagt, daß Sie gestern bei Frau Schubert waren, und Sie sprachen doch gestern, nachdem das geschehen war, noch mit Fräulein Lindner?"

„Jenen Besuch verschwieg ich ihr absichtlich."

„Warum denn?"

„Ich wollte sie nicht unnötig aufregen."

„Das war ja sehr rücksichtsvoll!"

„Belieben Sie öfters so zu scherzen?"

„Zuweilen."

„Daß Sie es jetzt tun, sagt mir, daß ich ein Tor war, als ich hierher kam, um Ihnen von meinem Besuch zu erzählen."

„Zuweilen fühlt man einen inneren Drang, solch einen Weg zu machen.“

„Diesen Drang hatte ich in der Tat. Es geschah nur aus, wie es scheint, übel angebrachter Gewissenhaftigkeit, wenn ich Sie aufsuchte,“ entgegnete Otto dem Beamten scharf, um dann ruhiger hinzuzusetzen: „Ich meinte zur Bequemlichkeit der Behörde feststellen zu müssen, daß Frau Schubert zehn Minuten vor sechs Uhr noch gelebt hat. Ich schaute nämlich, als ich aus dem Haus trat, zufällig auf meine Uhr, und so kann ich die Zeit meines Weggehens genau angeben.“

„Gegen halb sieben Uhr ist vor der Tür der Ermordeten ein großer, schlanker Mann gesehen worden,“ sagte Lauterer trocken. „Und als gegen neun Uhr die Kommission an den Tatort kam, war bei der Ermordeten schon die Totenstarre eingetreten. Die Tat ist also etwa drei Stunden vorher begangen worden.“

„Die Totenstarre tritt, soviel ich weiß, unter verschiedenen Umständen in verschiedener Zeit auf,“ entgegnete Otto.

„Auch Doktor Herbig weiß etwas über diese Dinge,“ warf Lauterer, der wieder recht ironisch lächelte, ein.

„Nun, mir kann es gleich sein. Ich sage Ihnen auch noch, daß ich gestern zu meiner Braut entschieden gereizt über Frau Schubert gesprochen habe.“

„Das weiß ich schon.“

„Durch Anna? Wie kam diese dazu, über mich zu sprechen?“

„Sie sind schon wieder gereizt. Ihre Braut kam im Verlauf unserer Unterhaltung ganz von selbst darauf zu sprechen, daß sie mit Ihnen einen Teil des Abends verbrachte, und dabei äußerte sie, daß sie fürchte, Sie seien krank, da Sie sonst doch schon durch

die Zeitungen wissen müßten, was geschehen sei. Sie seien aber heute noch nicht zu ihr gekommen. Bei dieser Gelegenheit ließ sie durchblicken, daß sie beide der Tante wegen des Hochzeitsaufschubes schon längere Zeit zürnten, und daß Sie gestern noch eine harte Bemerkung über Frau Schubert machten."

„Ich sagte das ja schon selbst."

„Warum sind Sie denn während Ihrer Geschäftszeit zu Frau Schubert gegangen?"

Otto stutzte einen Augenblick, dann sagte er: „Ich war gestern nachmittag überhaupt nicht im Geschäft. Es war mir sehr übel, und da habe ich einen Dienstmann mit einer Entschuldigung hingeschickt."

„Abends sind Sie aber doch ausgegangen?"

„Ich bin überhaupt nicht daheim geblieben."

Lauterer nickte. „Nun ja. Warum denn auch nicht," meinte er, drehte die Daumen seiner im Schoß liegenden Hände umeinander und schaute Otto fest in die Augen.

Aber wiederum begegnete dieser dem Blick mit großer Ruhe, ja es umspielte sogar ein Lächeln den hübschen Mund des jungen Mannes, obgleich er jetzt genau wußte, was für ihn auf dem Spiele stand.

Und gerade während er so lächelte, gefiel er Lauterer ganz besonders, denn dieses Gesicht zeigte eine große Ruhe, und aus den Augen blickte die Furchtlosigkeit.

Die beiden Männer sprachen nur wenig mehr miteinander, dann wurde Otto Falk entlassen.

Er ging aufrecht und gefaßt. Nichts Scheues war mehr in ihm.

Anna war erstaunt, ja erschrocken, als er bei ihr eintrat und ihr sagte, daß er offenbar in Verdacht gekommen sei, da er um die kritische Zeit bei ihrer Tante

gewesen war. Aber sie begriff auch, daß er es ihr nicht sofort gesagt hatte, da ihn ja die alte Frau so rauh abgewiesen hatte. Sie sollte der Tante, der sie so viel verdankte, nicht neuerdings zürnen.

Sie wußte aber auch sofort, was sie nun zu tun hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Doktor Lauterer wollte eben zum Essen gehen, als Anna Lindner wieder bei ihm eintrat.

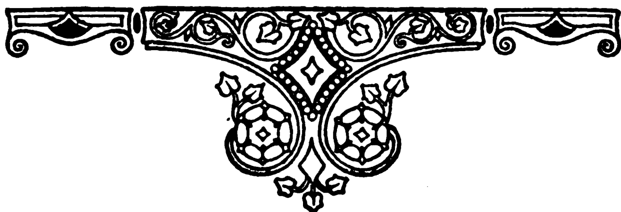
Er ließ sie gar nicht erst zu Wort kommen, sondern sagte lächelnd: „Mein liebes Fräulein, beruhigen Sie sich, ich weiß, weshalb Sie kommen. Aber statt aller Auseinandersetzungen lesen Sie hier, was soeben die Schuhmachersgattin, Frau Holzinger, zu Protokoll gegeben hat. Hier — diese Stelle lesen Sie: ‚Ein großer, schlanker Mann in einem hellen Überrock —‘ und hier: ‚Die Tür war ein bißchen offen und es war Licht in der Küche —‘ und hier: ‚Es war gegen halb sieben, ich habe gerade Feuer gemacht in meiner Küche —‘. Sehen Sie, der ‚helle‘ Überrock überhebt mich jedes Gedankens, der Ihrem Verlobten zu nahe treten könnte. Der Mann mit diesem Überrock war der letzte Besucher Ihrer Tante. Das ist auch durch die Aussage des Bäckergesellen Meißl erwiesen, der in der Einfahrt Ihres Hauses schon vor sieben Uhr auf seinen Schatz wartete. Es freut mich selbst, daß ich Sie jetzt vollständig beruhigen kann, und daß Herr Otto Falk unbelästigt bleiben wird. Er hat mir nämlich, obgleich ihn sichtlich etwas bedrückt, sehr gut gefallen, Ihr Verlobter. Es ist Ihnen beiden zu gratulieren.“

„Daß einem ein schwarzer Winterrock so heraushelfen kann aus einer Klemme!“ entgegnete Anna mit einem halben Lächeln. „Jetzt bin ich ordentlich

froh, daß sich Otto aus Sparsamkeit keinen neuen Überzieher gekauft hat. Ich hab' ihn schon verleiten wollen, sich was Helles zu nehmen. Es ist ja heuer so modern."

„Na sehen Sie, wie gut es ist, wenn man nicht immer mit der Mode geht," meinte Lauterer lachend.

(Fortsetzung folgt.)





# Brigittes Hochzeitsfahrt.

## Novellette von F. Carla Schneider.

Mit Bildern von
A. Wald.



### 1.

„Laß mich! So laß mich doch!"

Brigitte v. Gartinger, die diese Abwehr ihrer sie gar zu kräftig umarmenden Freundin lachend zurief, stand mitten auf dem winterlichen Bahnsteig und öffnete die Augen und Ohren dem Leben, dem funkelnden, blitzenden Leben um sie her.

Die Glocken der sechs pelzgefütterten Schlitten, die nebeneinander auf der Anfahrt vor der Lützenlunder Bahnstation hielten, läuteten in das Stimmengeschwirr der vielen jungen Menschen hinein, des Wintertags Klarheit stand sonnenfunkelnd über dem farbigen, lebensfrohen Bild, alles war von Licht und Leben geradezu übersprüht.

„Es ist zuviel!" sagte Gitta noch einmal atemlos. „Hilde, erbarm dich und laß mich los! Ich bin da aus dem Zuge herausgekommen, ich weiß nicht wie, und jetzt —"

Hildegard Römer lachte. „Du wärest wohl fast vorbeigefahren? Aber nun versuch, ob du begreifen kannst, was ich dir erzähle. Schau, es geht so zu. Hier wir alle — nämlich das ganze junge Gemüse von der Hochzeitsgesellschaft — wir haben heute, da es nun

doch gestern den ganzen Tag und noch dazu die ganze Nacht so herrlich geschneit hat, ausgemacht, daß wir erst eine wundervolle Schlittenfahrt hinaus nach dem Forsthaus machen. Da wird gefrühstückt, und dann geht's erst zur Trauung zurück nach Lützenlund."

„Das ist ja herrlich!" rief Sitta, während sie mit Interesse die schon im Einsteigen begriffene Gesellschaft musterte. „Ich war ja einfach starr, als mich plötzlich zwanzig Leute auf dem Bahnsteig in Empfang nahmen. Ich hatte nur auf dich gerechnet, und nun ist ein ganzer Teich ausgebrochen, um mich abzuholen!"*)

„Na ja," gab Hilde belustigt zu, „gerade so hatten wir es uns ja auch vorgestellt. Darum kamen wir alle mit den Schlitten heraus. — Übrigens müssen wir jetzt gleich losfahren, sonst reicht uns die Zeit nicht. Hoffentlich bist du nicht zu abgespannt, Sittalein? Mama hat mir ein kleines Freßpaket für dich mitgegeben, daran sollst du dich im Schlitten ein bißchen stärken."

Sitta lachte. „Deine gute Mama! Ich bin aber so vergnügt augenblicklich, daß ich mich auf die Schlittenpartie mächtig freue — auch ohne Freßpaket!"

„Ja, es ist ein feiner Spaß! Und dieses herrliche Wetter, nicht? Nett für Thea, unsere Hochreiterin, und noch netter für uns. Wir fahren übrigens vom Forsthaus gleich ins Hotel und nicht erst nach Hause, denn Karlshag liegt von Lützenlund in der entgegengesetzten Richtung als das Forsthaus. Papa hat uns Mädels im Europäischen Hof Zimmer genommen, damit wir uns da umziehen können. Auch der Friseur aus Ohlbeck ist dahin bestellt und —"

„In Lützenlund gibt's wohl keinen?" meinte Sitta lachend.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Ach, du lieber Himmel! Lützenlund und ein Friseur! Man braucht doch einen, der anständig aussieht und was kann. Auch der Europäische Hof ist das einzige gescheite Hotel in Lützenlund. Mama war übrigens ganz einverstanden, denn nun ist ihr doch in Karlshag der ganze Trubel aus dem Wege. Sie ist furchtbar aufgeregt, die gute Mama. Thea siehst du nun allerdings erst in der Kirche — ach und der Polterabend gestern war so nett! Zu dumm, daß du erst heute kommen konntest wegen deiner Tante Dine Geburtstag! Ich finde, so was bringen auch nur Tanten fertig, die E—ber—har—di—ne heißen."

Die lebhafte Hilde plauderte noch während des Einsteigens immer weiter. Der Kutscher wickelte sie in die Pelzdecken, und gleich darauf glitten die Freundinnen im letzten der Schlitten hinaus in des Tages frischgeschaffene weiße Wunderweiten.

Klingende Stunden verstrichen, hell wie Winterpracht, leuchtend und lebensfrisch wie junger Schnee. Wie im Fluge schwand beiden die Herrlichkeit dahin, und gegen Mittag stob das Wintergepränge der sechs Schlitten über den Lützenlunder Marktplatz bis vor den Europäischen Hof.

Dieser Name und ein Oberkellner, der die Ankommenden empfing, waren entschieden das Stolzeste an diesem Hotel, das so recht ein Muster enger Kleinstadtverhältnisse abgab.

Mit fröhlichen Zurufen löste sich der Trubel des Aussteigens, und die jungen Damen eilten in den ersten Stock hinauf, in dem für sie Quartiere bereitet worden waren.

Oben am Treppenkopf stand die „goldene" Emma, äußerlich zwar im schwarzen Kleid und weißem Schürzlein, aber in der Tat heute eine nicht mit Gold aufzuwiegende Hilfe für die Mädchenwelt.

„Na, Kinder, ihr wißt ja eure Zimmernummern," rief Hilde. „Fünf Minuten vor zwei Uhr müssen wir fertig sein. — Emma, wo ist der Friseur?"

In plötzlicher, schrecklicher Ahnung richteten sich sämtliche jungen Augenpaare auf Emma.



„Der ist nicht da," sagte die.

Ein Schreckensschrei aus sieben Kehlen.

„Was — Müller ist nicht gekommen?"

„Nein, gnädiges Fräulein. Er muß den Frühzug aus Ohlbeck verpaßt haben, und der nächste kommt erst um drei."

Wieder ein einziger Weheschrei.

„Brüllt doch nicht so!“ gebot die praktische Hilde. „Man hört es ja durch das ganze Hotel. — Emma, Sie helfen, so gut Sie können, und im übrigen müssen wir eben allein fertig zu werden versuchen.“

Emma hatte bereits die Tür zu dem für Hilde und Gitta bestimmten Zimmer geöffnet. „Gnädiges Fräulein,“ begann sie jetzt, als die beiden jungen Mädchen eintraten, „wo ist —“

„Wo ist —“ rief Gitta gleichzeitig.

„Ja, wo sind Fräulein v. Gartingers Sachen?“ fiel Hilde ein, indem sie mit Feldherrnblick zu erforschen suchte, wo der erwartete zweite Hügel aus Chiffon, Seide und Spitzen sich befinde.

Auf dem kleinen Ständer hatte Gitta jetzt ihren Koffer erkannt. „Da ist er ja,“ rief sie, und mit zwei Schritten stand sie davor und schlug den Deckel zurück.

Zitternd sank sie aber auf den nächsten Stuhl. Obenauf in dem Koffer lag, leicht gelockert, doch nicht herausgenommen, ein Frack — ein schwarzer Frack mit seidenen Aufschlägen.

„Gitta — was bedeutet das?“ stammelte Hilde, die zuerst Worte fand.

Gitta war zunächst sprachlos, dann aber tat sie das einzige, was siebzehn Jahren angesichts einer solchen Katastrophe übrig bleibt — sie brach in Tränen aus.

„Ja, ist das denn nicht dein Koffer?“

Gittas tränenströmende Augen richteten sich mit Märtyrerausdruck auf die Fragerin. „Er sieht genau so aus,“ sagte sie schluchzend, „aber daß es meiner nicht sein kann, das siehst du doch. Ich brauche doch keinen Frack!“

„Gnädiges Fräulein,“ begann nun Emma, „ich brachte zuerst alles in den anderen Zimmern für die jungen Damen in Ordnung; als ich dann etwa vor

einer Stunde hierher kam und Fräulein v. Gartingers Koffer, den der Hausdiener doch selbst in Fräuleins Gegenwart an der Bahn in Empfang genommen hatte, auspacken wollte, da paßte der Schlüssel nicht. Ich dachte mir gleich, das gnädige Fräulein hätte ihn vertauscht."

„Menschenskind!" Hilde flammte vor Aufregung. „Gitta, du Unglücksrabe! Wie hast du denn das bloß fertig gebracht, daß du —"

„Ich weiß es auch nicht. Ich — es muß —"

Die Turmuhr schlug.

„Viertel nach eins! In vierzig Minuten müssen wir fertig sein! Gitta, um Gottes willen, du bist Brautjungfer und hast kein Kleid!"

Gittas inzwischen mühsam errungene Fassung überschwemmte nun wieder ein Tränenstrom.

Hilde begann verzweiflungsvoll mit Umkleiden. „Alle sechs Brautjungfern ganz gleich," murmelte sie ratlos, „und du —"

„Und mein schöner Vergißmeinnichtkranz!" Es war, als läge alles Leid der Welt in diesem einen Wort.

„Ich wußte mir durchaus keinen Rat," begann wiederum die goldene Emma.

„Ich verstehe es auch nicht," sagte Gitta. „Er muß vertauscht sein, das ist klar, aber wie das möglich war —"

Hilde, eben fertig frisiert, sprang auf, mit spitzen Fingern hob sie den Frack aus dem Koffer und hielt ihn vor sich hin. „Gitta," sagte sie, „wenn du eines anderen Koffer hast, dann hat natürlich auch ein anderer deinen Koffer! So ein Frack ist doch ganz offenbar ein Kleidungsstück für eine hochfeierliche Gelegenheit. Dem glücklichen Eigentümer wird also dein Vergißmeinnichtkranz dieselben Dienste leisten müssen wie dir sein Frack."

Gitta war nicht imstande, den Humor dieser Anrede zu würdigen. „O, hätte ich doch nicht geschlafen!“ klagte sie. „Ich mußte freilich so sehr früh aufstehen. Ich wachte erst genau, als der Zug in Lützenlund hielt, wieder auf. Irgend ein netter alter Herr half mir beim



Aussteigen mit dem Koffer. Er wird doch nicht aus Versehen seinen eigenen Koffer —“

„Dieser Frack,“ sagte Hilde mit Entschiedenheit, „ist ein junger! Ich meine, er gehört einem jungen Herrn. Gitta, besinn dich, wer fuhr denn sonst noch mit?“

„Ich hab' keine Ahnung!“ entgegnete Gitta. „Keinen Schimmer habe ich! Ich muß fast zwei Stunden geschlafen haben, und ich weiß nicht, was inzwischen vorgegangen ist!“

„Pack den Koffer aus!" rief Hilde. „Vielleicht kann man wenigstens herauskriegen, wem er gehört."

Zögernd fing Gitta an. Eine tief ausgeschnittene Weste, die sorgfältig zusammengelegten Beinkleider —

„Weiter packe ich nicht aus!" sagte sie.

„Ich dächte auch," meinte die goldene Emma. „Im übrigen ist es doch am wichtigsten, daß Fräulein v. Gartinger überhaupt irgend etwas anzuziehen bekommt. Hier in Lützenlund ist freilich kein einziges Kleid aufzutreiben, denn die jungen Damen logieren ja alle in Karlshag und haben nur das Nötige mit ins Hotel genommen."

„Da soll einer nicht wild werden!" sagte Hilde. „Mir ist solch eine blödsinnige Sache noch nicht vorgekommen."

„Fräulein v. Gartinger wird nicht zur Trauung —"

Gitta zuckte wie unter einem vernichtenden Richterspruch zusammen. „Meine erste Hochzeit!" schluchzte sie.

„Na, Gitta, hoffentlich nicht deine einzige!" tröstete Hilde.

Emma fuhr fort: „Fräulein v. Gartinger wird also nicht zur Trauung kommen können. Aber sofort, wenn alle Herrschaften in der Kirche sind, fahre ich nach Karlshag hinaus, bügle ein Kleid von Fräulein Tilly aus und bin vielleicht schon in einer guten Stunde wieder da. Wenn dann auch schon zwei oder drei Gänge des Essens vorbei sind, kommt Fräulein v. Gartinger doch noch zurecht, und alles Unglück ist vergessen."

Gitta schüttelte traurig den Kopf. Gleich darauf unterbrach ein Klopfen an der Tür alles weitere. Die Wagen fuhren vor.

Hilde flog Gitta um den Hals. „Halt die Ohren steif, Gittalein! Eine männliche Vertrauensperson muß das Ding nachher auspacken, um einen Anhalt

zu suchen. Hauptsache ist, daß du nur überhaupt zu einem Kleide kommst. Verlaß dich auf Emma!“

Und weg war sie. Ehe sich noch alles begreifen ließ, fand Gitta sich allein — allein in einem fremden Hotelzimmer, allein mit ihrem Schmerz.

Glockengeläute klang durch die Winterklarheit herüber von der ziemlich entfernten Kirche in die Stille des Hotelzimmers.

Gitta stand am Fenster. Wie hatte sie sich gefreut, mit welchem Vergnügen hatte Onkel Tom, ihr Pflegevater und erster und ältester Verehrer, wie er selbst zu sagen pflegte, sie in der mystischen Abfahrtzeit des Frühzuges, heute morgen kurz nach fünf Uhr, an die Bahn geleitet, um sie ihre Hochzeitsfahrt doch nicht so verlassen antreten zu lassen, wie fröhlich und glänzend war dann dieser Hochzeitsfahrt Beginn, die schöne Schlittenpartie, gewesen!

Und nun?

Da barg sich der blonde Kopf in den Händen, und die arme Brigitte weinte und weinte und weinte.

2.

„Na, also! Laß dich ansehen, Mohr! Gut erhalten, wie mir scheint! — Nette Reise? — Schön. — Hier sind wir schon am Hotel. Paula und ich wohnen auch hier im Wettiner Haus. Hier — bitte rechts, Haupttreppe!“

Der Sprecher, ein eleganter Vierziger mit seinem Begleiter, der etwa zehn Jahre jünger sein mochte, bog in die Empfangshalle des Hotels in Ohlbeck ein, und die beiden Herren schritten die breite Treppe hinauf.

„Da wären wir also. Paßt dir's mit dem Zimmer so? Paula und ich haben das nebenan. Mach dir's

jetzt bequem, dann poch bei Paula an und sag ihr guten Tag."

„Machen wir!" sagte Hans Moritz Müller, seinen Überzieher ablegend. „Wir haben doch noch Zeit? — Ja? — Na, ich will lieber doch gleich auspacken." Dabei machte er sich daran, seinen Koffer aufzuschließen. „Na — nu," rief er, bemüht, den Schlüssel herumzudrehen, „ich glaube gar, das Ding hat einen Knacks gekriegt!"

„Brich den Schlüssel nicht ab!" warnte Herrmannsen. „Ist es denn auch der richtige?"

„Warum soll er's denn nicht sein? — Willst du wohl? — Na — endlich!"

Das Schloß war offen. Befriedigt klappte Hans Moritz den Deckel zurück und löste die inneren Riemenschnallen.

„Jetzt — da hört doch aber alles auf!"

„Was ist?" fragte Herrmannsen, da er zu seiner Verblüffung gewahrte, wie sein Vetter schier erstarrt vor dem offenen Koffer stand.

„Die reinste Hexerei!"

„Wieso?" Herrmannsen kam heran. Seidenpapier bedeckte die Kofferöffnung, glatt und sorgsam zurechtgezupft. „Ist dir was gestohlen? Es sieht doch alles ganz unberührt aus!"

Hans Moritz lachte ärgerlich. „Unberührt, in der Tat! Aber das ist nicht mein Koffer, oder ich bin nicht Hans Moritz Müller!"

„Ja aber, Mensch, mach doch vorwärts und sieh nach! Du kannst —"

Hans Moritz zog vorsichtig das Seidenpapier von zwei Ecken weg — knisternd flatterte der Bogen in die Höhe, etwas Weißes, Zartes, Duftiges entschleierte sich, obenauf ein Kranz von Vergißmeinnicht.

„Glaubst du's jetzt? Oder meinst du, ich will dies Frühlingsgewölk anziehen und einen Vergißmeinnichtkranz aufsetzen?“

„Ja, um Gottes willen, wie hast du das bloß angestellt? Hast du den Koffer vertauscht? Du hast ihn



doch selber dem Hausdiener gegeben an der Bahn! Ist er denn nicht gezeichnet? Warum bist du aber auch so rückständig! Das tut man doch! Und eine Leibbinde gehört herum!“

„Zu dienen!“ entgegnete Hans Moritz. „Meine großen Koffer haben selbstverständlich ihre Leibbinden! Grünweiß und große H M M alle miteinander! Aber dies Ding hab' ich mir gestern erst gekauft, so 'n handlich-

elegantes Ding, gerade passend für einen guten Anzug. — Ah, jetzt dämmert's!“ unterbrach er sich und lachte. Dann zog er ein Skizzenbuch aus der Tasche, suchte blätternd in den Seiten und hielt es dann seinem Vetter aufgeschlagen hin.

Eine fein und reizvoll ausgeführte Zeichnung war's mit jener eleganten Prägnanz, die allen Freunden von Hans Moritz Müllers Stift wohl bekannt war — der Kopf eines schlafenden jungen Mädchens, sehr lieblich-reizvoll aufgefaßt.

„Das ist das Gesicht, das von Rechts wegen unter diesen“ — er tippte an den Koffer — „unter diesen Vergißmeinnichtkranz gehört!“

„Du kennst sie also!“ sagte Herrmannsen erleichtert. „Na, dann ist's ja nicht so schlimm. Das Telephon wird das Unglück rasch kuriert haben.“

Hans Moritz sah noch immer auf seine Zeichnung, dann klappte er das Buch zu und sagte: „Nein, sondern es ist noch viel schlimmer! Denk dir, diese holden sechzehn oder siebzehn Jahre, die, mit einem Vergißmeinnichtkranz gekrönt, sich an irgend einer feierlichen Sache beteiligen wollen! Denk dir's, bitte! Und kennen tu' ich sie nämlich durchaus nicht, ich weiß nur, daß sie so ungemein lieblich ist, und deswegen ist mir's schrecklich, sie so in der Klemme zu wissen. Ich kann mir die Sache nicht anders erklären, als daß diese junge Dame beim Aussteigen meinen Koffer statt ihres eigenen erwischt hat und —“

„Du kennst sie nicht? Wo ist sie denn ausgestiegen? Erzähl doch im Zusammenhang, Mohr! So ist ja gar nicht daraus klug zu werden.“

„Was soll ich erzählen, wenn ich selbst nichts weiß? Als ich einstieg, fand ich diese holde kleine Person schlafend vor; ich zeichnete sie ab, nicht ohne von einem

alten Herrn der Unverschämtheit geziehen zu werden."

„Hatte ganz recht, Malersmann!" warf Herrmannsen trocken ein. „Wozu habt ihr Pinselgesindel eigentlich die Weltpacht auf Unverschämtheit?"

Hans Moritz lachte, und sein markantes Gesicht mit den hellen Augen sah fast bubenhaft froh aus dabei. „Ja, man gehört nun einmal zu den Leuten, die sich alles, was schön ist in der Welt, auf ihre Art abschreiben dürfen. Ist es unverschämt, so tut's mir ja sehr leid, aber ein Stück Schönheit, ob's nun ein Landschaftsantlitz oder ein Menschengesicht ist, davon nehm' ich mir allemal die Abschrift, ohne lange zu fragen. Ich stehle sozusagen von klein auf. Übrigens ist das ein scheußlicher Zug, dieser Fünfuhrzug — und so schlief ich selber mir nachher noch ein Stück meines verkürzten Schlafes zusammen. So dunkel erinnere ich mich, daß das kleine Ding irgendwo ausstieg. Als ich mich nachher, kurz vor Ohlbeck, ermunterte, da war nur noch eine alte Dame mit mir zusammen, die gar kein Gepäck hatte."

„Das ist ja wirklich glänzend verbuttert! Weißt du denn nicht wenigstens, wo sie ausstieg?"

„Nichts weiß ich. Auf irgend einer der kleinen Zwischenstationen jedenfalls."

„Ja, dann weiß ich nichts anderes, als daß der Koffer hier ausgepackt werden muß," entschied Herrmannsen. „Man braucht nicht gerade Sherlock Holmes zu sein, um sich zu sagen, daß die einzige Möglichkeit, etwas zu erfahren, hier drinnen liegt. Oder willst du vielleicht dein Konterfei von der kleinen Schönen erst drucken lassen und einen Steckbrief verschicken? Bis dahin ist die Vergißmeinnichtkranzsache lange vorbei und alle Liebesmühe vergebens."

„Aber du denkst doch nicht im Ernst, daß ich dies Frühlingsgewölk anfasse, von den weiteren Indiskretionen ganz abgesehen! Ich vertraue mich da lieber deiner Frau an.“

„Die werden wir gleich haben,“ meinte Herrmannsen und ging, um seine Frau zu holen.

Die beiden Herren standen dann, die Hände in den Hosentaschen versenkt, am Fenster, während Frau Paula sich mit offenbarer Befriedigung daran machte, die Indiskretion, zu der die Lage zwang, an dem „Vergißmeinnichtkoffer“, wie Hans Moritz ihn nannte, zu begehen.

„Was für ein reizendes Kleid!“ sagte sie jetzt, das Lenzgewölke mit emporgereckten Armen den beiden Herren hinhaltend.

„Hab die Güte, Paula,“ sagte ihr Gemahl mit leiser Gereiztheit, „und versuche einzusehen, daß es sich hier nicht um ein Privatvergnügen handelt, sondern lediglich darum, herauszufinden, wer die Eigentümerin dieses Koffers ist! Schnell und sachlich also, bitte!“

„Ihr schrecklichen Juristen!“ sagte Frau Paula geringschätzig. „Ich bin übrigens mitten im Herausfinden, wenn dir's beliebt,“ und während sie die Weite des hohen Gurts prüfte, die Spitzen und die Chiffonrosettchen mit Kennermiene besah, fuhr sie wichtig fort: „Also, ihr Barbaren, hört zu: Sie ist schlank, sie hat Geschmack und Geld, sie läßt bei einer guten Schneiderin arbeiten, und ich bin überzeugt, dies ist ein Brautjungfernkleid —“

„Paula!“

„Schon gut!“ beschwichtigte die Gerügte, indem sie das Kleid sorglich auf zwei Stühle breitete und sich dem Koffer wieder zuwandte.

„Jetzt kommt ein Reisenecessaire, viel eleganter als

das meine, Wäsche, gezeichnet mit B. v. G. — und was für hübsche schmale Füßchen muß sie haben! Das sind ja entzückende kleine Schuhe! Und dieser nette kleine Fächer und hier — natürlich ein Rückenkissen! Na, das hätte ich euch vorher sagen können. Daß junge Mädchen Rückenkissen zur Hochzeit verschenken, ist so sicher wie das Amen im Gebet. Ich bekam bloß sieben —“

„Wenn sie alle so hübsch waren wie dies,“ sagte Hans Moritz mit Anerkennung, „dann kann ich das durchaus nicht für ein Unglück ansehen. Da steckt ja eine Karte daran, Paula —“

„Deine Gitta,“ las Paula von dem Kärtchen ab, das an des Kissens Rückseite befestigt war.

„Deine Gitta!“ stöhnte Herrmannsen. „Deine Gitta! — Was sollen wir damit anfangen? — Mach doch weiter, Paula!“

Ein Jubelschrei von Paula unterbrach ihn. „Jetzt kommt's aber wirklich!“ rief sie und hielt triumphierend eine flache Lederkassette empor. Mit leisem Knacks sprang das Schloß auf. Das elegante Etui enthielt ein vornehmes Belegbesteck für Fische und eine Karte in einem Umschlag. „Er ist unverschlossen,“ fuhr Paula erleichtert fort und holte ein Kärtchen heraus. „Medizinalrat Dr. Holzmann und Frau mit herzlichen und aufrichtigen Wünschen,“ las sie, dann hielt sie das Etui triumphierend den Herren hin. In die eine Ecke des Deckelfutters war mit kleinen Goldziffern eine Datumsziffer hineingepreßt. „Seht ihr — eine Hochzeit!“

„Und zwar heute!“ sagte Hans Moritz, der das Etui in Händen hielt und sich dann etwas notierte. Dann nahm er Hut und Überzieher und sagte schon in der Tür stehend: „Tausend Dank, Paula. Willst du

nun auch noch so liebenswürdig sein, den Koffer wieder einzupacken?"

„Wohin willst du denn?"

Hans Moritz war schon draußen.

„So sag mir doch!" schmollte Paula, sich an ihren Gatten wendend.

Aber auch der war seinem Vetter gefolgt, und Frau Paula fand sich allein mit der sonderbaren Aufgabe, den Koffer einer Dame zu packen, von der sie im Grunde nicht mehr wußte, als daß sie ein Rückenkissen als Hochzeitsgeschenk gestickt hatte.

Von der Straße ratterte endlich das nervöse Knattern eines wartenden Autos. Hans Moritz kam eilig die Treppe herauf, überreichte seiner Schwägerin ein riesiges Bündel Veilchen, dankte ihr ritterlich und sagte: „Gnädigste aller Geheimpolizistinnen, es ist jetzt zwölf Uhr vierzig, in fünf Viertelstunden bin ich in Lützenlund, in ebenfalls fünf Viertelstunden wieder hier, also rechtzeitig genug, um in meinem eigenen Frack und nicht in anderer Leute Vergißmeinnichtkranz Onkel Phils Trauung um vier Uhr beizuwohnen. Bis dahin also empfehl' ich mich. Vorläufig noch einmal meinen heißesten Dank für deine scharfsinnige Unterstützung. Ich werde Fräulein Brigitte v. Gartinger alle deine unbewußten Komplimente beim Auspacken ihres Koffers ausrichten, und —"

„Hans Moritz, erbarm dich!" rief Frau Paula ganz erregt. „Woher weißt du? Was hast du gemacht, und was hast du jetzt vor? Mir ist alles ein Rätsel! Ein Medizinalrat und seine Frau tragen doch keine Vergißmeinnichtkränze!"

„Sehr richtig, aber mitunter ihre Nichten! Im übrigen: wozu kleben Goldschmiede ihre genauen Firmenadressen in ihre Etuis? Wozu gibt's ein Reichs-

telephonadreßbuch und einen reichsdeutschen Fernsprecher? Wozu endlich gibt es Autodroschken, die bei anständigem Tempo von hier bis Lützenlund nur etwa achtzig Minuten brauchen? — Doch nur, damit man die zu gegenseitigem Entsetzen vertauschten Koffer noch rechtzeitig zu gegenseitigem Entzücken wieder zurücktauschen kann!"

Sprach's, nahm den Unglückskoffer und war schon wieder aus der Tür.

Gleich darauf zischte und ratterte unten das abfahrende Auto.

3.

Die Glocken hatten aufgehört zu läuten, und Gitta hatte aufgehört zu weinen.

Theas Trauungstag! Ja, das war das Leidvolle, das wirklich Schmerzliche. Aber von der versäumten Trauung abgesehen, war das Unglück wirklich so unermeßlich? Eigentlich — eigentlich nicht. Sie überdachte die Leute, mit denen sie ja am Morgen lange genug zusammen gewesen war, um einen Eindruck von ihnen zu gewinnen. Ihr Tischherr für heute abend, diese blonde Miniaturausgabe der Spezies Mann, der sie ein bißchen schnoddrig und in seinem besten Referendardeutsch über irgendwelche gleichgültige Dinge zu unterhalten getrachtet, der lange Leutnant Ahling, dessen unverhohlene Courmacherei sie spöttisch und abwehrend zurückgewiesen hatte — und plötzlich stand Brigitte vor einem Spiegel, sah sich forschend in das verweinte Gesicht und — lachte.

Ganz laut und fidel lachte sie in ihrer einsamen Haft.

Es gibt so manches Vergnügen, über das man sich ärgern kann, warum soll es nicht auch einen Ärger geben, über den man lachen kann, schoß es ihr durch den Sinn.

Nun kühlte sie ihre Augen, wusch sich die letzten

Tränenspuren vom Gesicht und verließ das Zimmer. Sie schritt die altmodische Stiege mit dem hellen Holzgeländer hinab, denn sie wollte aus der Not eine Tugend machen und während ihrer unfreiwilligen



Haft sich wenigstens die Kulissen, das heißt also den Speisesaal und den Empfangssalon, ansehen.

Im Begriff, die letzte Treppenstufe hinabzusteigen, sah Gitta, wie sich die Tür der Eingangshalle öffnete, ein schlanker großer Herr trat eilig ein und sah sich suchend um.

Gitta hatte eine Idee.

Sie ging auf den Ankömmling zu und fragte: „Sie sind gewiß Herr Müller?“

Der Angeredete verbeugte sich höflich. „Zu dienen, gnädiges Fräulein, ich heiße Müller.“

„Ich dachte es mir. Aber Sie kommen leider zu spät. Alle Damen haben sich nun schon selbst frisiert, und Sie können gleich wieder umkehren.“

„Gnädiges Fräulein gestatten — ich bin durchaus nicht in der Absicht hier, jemanden zu frisieren, sondern —“

Gitta sah den Fremden, der gegen das Licht stand, erschrocken und erst jetzt genauer an. „Ja, sind Sie denn nicht —“

„Wer ich nicht bin, weiß ich leider nicht,“ sagte der Fremde lächelnd, „aber wer ich bin, weiß ich, und vielleicht erlauben Sie es mir, es Ihnen zu sagen. Ich heiße Hans Moritz Müller und bin meines Zeichens ein Maler und kein Friseur.“ Dabei machte er der fassungslosen Gitta eine sehr höfliche Verbeugung. Dann sah er sie aus seinen hellen Augen lächelnd an und fuhr fort: „Darf ich nun einmal versuchen, ob ich mehr Glück habe, wenn ich zu erraten suche, wer Sie sind?“

„Aber, Herr Müller —“

„Sie, gnädiges Fräulein, sind Brigitte v. Gartinger, momentan kaltgestellte Brautjungfer, und —“

„Um Gottes willen,“ rief Gitta ahnungsvoll, „Sie haben doch nicht etwa —“

„Ich habe nicht! Diesmal stimmt's! Freilich anderseits — ich habe doch —“

„Meinen Koffer!“ Und nun lachte Gitta so herzlich, wie Hans Moritz Müller noch nie einen Menschen hatte lachen hören.

„Ja, gnädiges Fräulein, ich bin mit dem Auto von Ohlbeck gekommen. Aber kurz vor Lützenlund haben wir eine so regelrechte Panne erlebt wie nur möglich. Da blieb mir nichts übrig, als zu Fuß hereinzukommen und den Mann bei seinen Wiederbelebungsversuchen an dem Auto zurückzulassen. Jetzt wollen wir nun zuallererst einen Hausdiener abschicken, um Ihren Koffer zu holen — nicht wahr?“

Wie gern gab Sitta ihre Zustimmung. Dann sagte sie: „Bitte, Herr Müller, wollen Sie hier eintreten. Das ganze Hotel ist von oben bis unten voll von uns Hochzeitsgästen, und dieser kleine Salon ist zurzeit der einzig verfügbare Raum.“

Gleich darauf saßen sie einander gegenüber.

„Sie müssen mir sehr verzeihen,“ begann Sitta, „es ist mir schrecklich peinlich, daß ich diesen Irrtum auf dem Gewissen habe.“

„Aber ich bitte Sie,“ wehrte Hans Moritz ab, „die Schuld liegt ebensoviel an mir. Ich habe es einfach verschlafen —“

„Verschlafen?“ lachte Sitta. „Ich auch!“

Nun verloren sie sich in Einzelheiten und erzählten einander unter Scherzen und Lachen, auf welche Weise sie beide ihre Rollen in der Komödie unter der so vortrefflichen Leitung des Zufalls gespielt, und wie sie sich nun hier zusammengefunden hatten.

„Ihr Onkel sprach übrigens eine Vermutung aus, die ich erst auch teilte, aber die ich nun zu meiner großen Freude nicht bestätigt finde — nämlich, daß ich Sie, gnädiges Fräulein, in Tränen finden würde.“

Über Sittas Züge glitt ein Lächeln. „Ein paar Tränen hat's ja zuerst gegeben, aber nachher fand ich, daß das Pech sich viel besser zum Belachen eigne als zum Beweinen.“

„Das finde ich jetzt auch," sagte Hans Moritz nachdrucksvoll, und seine hellen Augen ruhten mit großer Wärme auf dem lebendigen Stück Schönheit, das er



heute morgen „abgeschrieben" hatte, ohne zu ahnen, daß er es so bald wiedersehen würde.

Da öffnete sich leise die Tür, und plötzlich gewahrten sie die Gestalt der Braut, still und weiß wie eine Erscheinung. Und kaum hatte die Braut die Schwelle hinter sich, da schlang der Mann, der dicht hinter ihr gekommen war, seine Arme fest um die Schleier-

verhüllte. Die ließ sich willig hineinziehen, und die zwei Menschen hingen aneinander in wortlosem Glück.

Gitta war aufgesprungen, ihr Gesicht war ganz blaß. „Thea!“ stieß sie hervor. „Liebe Thea!“

Weiße Schleierwogen umfluteten Gitta, und ein heißer Mund preßte sich auf den ihren.

Die beiden Herren aber standen einander gegenüber und wünschten einer den anderen und jeder sich selbst zehntausend Fuß unter die Erdoberfläche.

Wieder öffnete sich die Tür. Der Hausdiener keuchte herein. „Da ist der Koffer, und der Chauffeur läßt dem Herrn sagen, daß jemand kommen müßte mit Pferden und ihn und das Auto holen, denn das wäre von dem tiefen Schnee verdorben.“

Er glaubte eine böse Botschaft zu überbringen und erwarb sich damit die Dankbarkeit von vier Menschen.

Thea faßte des Malers Hand mit einer herzlichen Bewegung und sagte: „Der nächste Zug nach Ohlbeck geht erst nach sieben Uhr. Sie sehen also — mitgegangen, mitgefangen! Wenn es Ihnen Freude macht, so möchte ich Sie also bitten, so lange unser Gast zu sein.“

„Sie machen mich sehr glücklich, gnädige Frau!“ sagte Hans Moritz merkwürdig ernst.

— — — — — — — — — — — — — —

Gittas Gesicht war ganz blaß, als sie endlich in ihr Frühlingsgewölk hineinstieg und den Vergißmeinnichtkranz aufsetzte.

Wie gut, daß Emma noch nicht zurück war, und daß auch Hilde nicht kam, daß sie ganz, ganz allein mit sich war!

Aus ihrem blassen Gesicht sahen die Augen gedankenvoll über ihr eigenes Spiegelbild. Theas Trauung, das Ereignis, auf das sie sich so gefreut hatte, hatte sie versäumen müssen, aber ihrer jungen Seele war

in einer einzigen leidenschaftbebenden Sekunde eine tiefere, gewaltigere Predigt geworden — und sie hatte diese Predigt verstanden, hatte sie jäh und fast erschreckend gut verstanden. —

Hans Moritz Müller aber hatte, nachdem auch er sehr gedankenvoll gewesen, plötzlich Grund, zwei Menschen, für die er nie zuvor etwas empfunden hatte, aus vollem Herzen zu segnen. Das war erstens der alte Herr in der Eisenbahn und zweitens der Chauffeur des verunglückten Autos.

— — — — — — — — — — — — — —

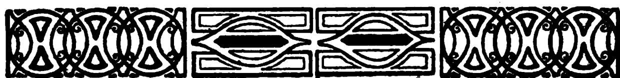
Und wie endete nun die Hochzeitsfahrt der jungen Brigitte v. Gartinger?

Endete sie, als des Abends Tanz und Frohsinn verklang? Endete sie, als Gitta und Hans Moritz gemeinsam zurückreisten und einander lachend versicherten, jedes wolle des anderen Koffer in Obacht nehmen?

Es ist schwer zu entscheiden, wann und wo das eigentliche Ende war. Vielleicht war's erst gar an jenem hellen Junitag, als die junge Brigitte eine andere Hochzeitsfahrt antrat; denn von dem Tage an war sie nicht mehr Brigitte Gartinger, und so wird es wohl seine Richtigkeit haben, daß dies der eigentliche Abschluß war von der Hochzeitsfahrt der Brigitte Gartinger.







# Ein bürgerlicher Königshof.

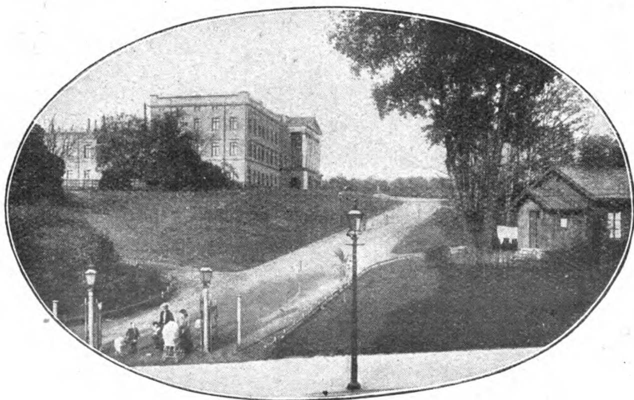
Von L. Brenkendorff.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Eine sehr ruhige und unblutige „Revolution“ war es, durch die am 7. Juni 1905 die seit langem durch mancherlei politische Mißhelligkeiten getrübte Vereinigung zwischen Norwegen und Schweden aufgelöst und der norwegische Königsthron erledigt wurde. Das Gespenst eines Krieges zwischen den beiden skandinavischen Nachbarreichen, das zum Unbehagen Europas für einen flüchtigen Moment aufzutauchen schien, war dank der auf beiden Seiten bewahrten ruhigen Überlegung bald wieder gebannt, und die innerpolitische Entwicklung des nun wieder zu voller Unabhängigkeit und Selbständigkeit gelangten norwegischen Königreichs konnte sich ohne alle äußeren Stürme und Fährlichkeiten vollziehen.

Unmittelbar nach dem bedeutsamen 7. Juni schon hatte die provisorische norwegische Regierung dem Prinzen Karl von Dänemark heimlich die Thronkandidatur angeboten, und als am 27. Oktober die völkerrechtliche Auflösung der Union zwischen Schweden und Norwegen in aller Form erfolgt war, konnte der bis dahin in der Öffentlichkeit fast gar nicht hervorgetretene Dänenprinz auch dem norwegischen Volke, bei dem die endgültige Entscheidung lag, für die Erhebung auf den Königsthron in Vorschlag gebracht werden.

Es war nicht eben viel, was man von dem damals Dreiunddreißigjährigen wußte. Er hatte in der dänischen Marine gedient, sich als gewissenhafter, pflichttreuer Offizier erwiesen und durch seine ruhige, sympathische Persönlichkeit die Zuneigung aller gewonnen, die in nähere Beziehungen zu ihm getreten waren. Seit seiner im Jahre 1896 erfolgten Vermählung mit der Prinzessin Maud von England, der



Das Königschloß in Christiania.

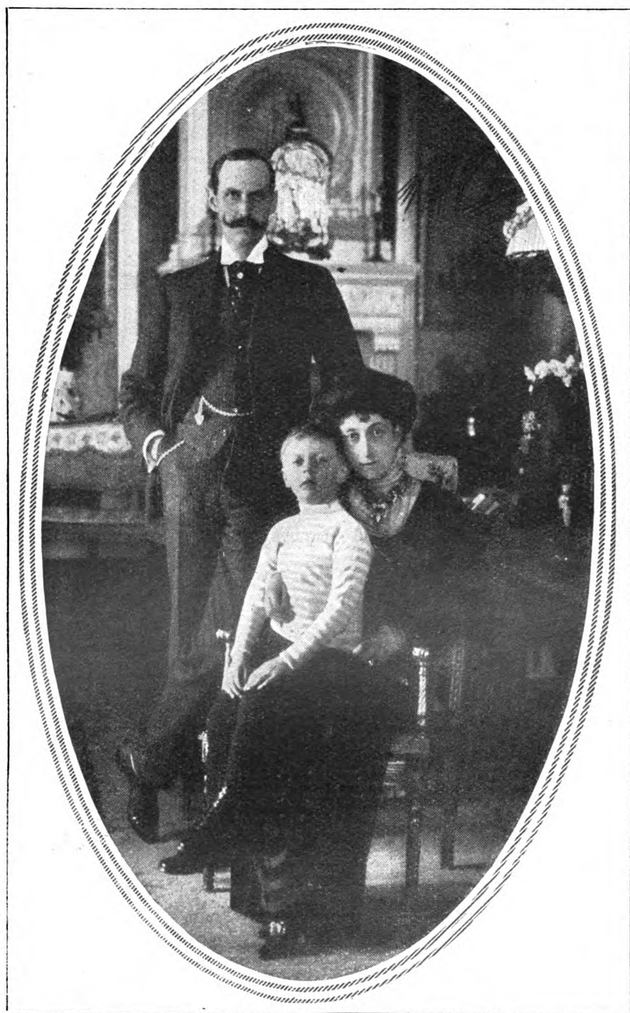
Lieblingstochter König Eduards, hatte er sich fast mehr am englischen als am dänischen Königshofe aufgehalten, und seine einflußreichen verwandtschaftlichen Verbindungen mochten nicht wenig dazu beigetragen haben, die Aufmerksamkeit der leitenden Männer in Norwegen gerade auf ihn zu lenken.

Norges Volk bewies durch seine Abstimmung, daß es in seiner überwiegenden Mehrheit mit dem vorgeschlagenen Kandidaten einverstanden sei, und am 18. November 1905 bestieg der bisherige Prinz Karl als Haakon VII. (sprich: Hokon) den norwegischen

Königsthron. Eine Woche später leistete er den Eid auf die Verfassung, die bekanntlich in noch viel weiterem Sinne demokratisch zu nennen ist als die englische, und am 22. Juni 1906 wurde er in dem altehrwürdigen Drontheim feierlich gekrönt.

Die wenigen Regierungsjahre, die heute erst hinter ihm liegen, boten dem jungen König Haakon wenig Gelegenheit, sich durch hervorragende Herrschertaten auszuzeichnen, und aller menschlichen Voraussicht nach wird an solchen Gelegenheiten auch in der Folge kaum Überfluß sein. Denn die Grenzen für ein selbständiges Handeln sind dem Staatsoberhaupt durch die norwegische Verfassung recht eng gezogen, und der eigenartige Volkscharakter würde allen absolutistischen Gelüsten, jedem Versuch eines „persönlichen Regiments“ von vornherein einen starken, unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen. Darüber aber konnte König Haakon ja schon damals nicht im Zweifel sein, als er sich für die Annahme der Kandidatur entschied, und so darf man getrost annehmen, daß sein Ehrgeiz von allem Anbeginn nur darauf gerichtet war, sich durch hingebungsvolle Arbeit und treue Pflichterfüllung innerhalb der seiner Königsmacht gesteckten verfassungsmäßigen Grenzen die Hochachtung, das Vertrauen und die Liebe des zu hoher politischer Reife entwickelten Volkes zu gewinnen, das ihm die höchste Würde in seinem Staatswesen übertrug.

Man darf es um so eher annehmen, als das bisherige Verhalten des Königs bei den zuzeiten recht lebhaften innerpolitischen Kämpfen uneingeschränkte Anerkennung verdient, und als erfreulicherweise bis zu dieser Stunde auch nicht der leiseste Schatten eines Mißtrauens zwischen ihn und sein Volk gefallen ist. Für die Erhaltung vortrefflicher Beziehungen zu den europäischen



König Haakon VII. von Norwegen, Königin Maud und Prinz Olaf.

Großmächten aber hat König Haakon durch das bereitwillige Einsetzen seiner persönlichen Vorzüge und seiner verwandtschaftlichen Beziehungen unzweifelhaft viel mehr getan, als es allein dem diplomatischen Geschick der norwegischen Staatsmänner möglich gewesen wäre.

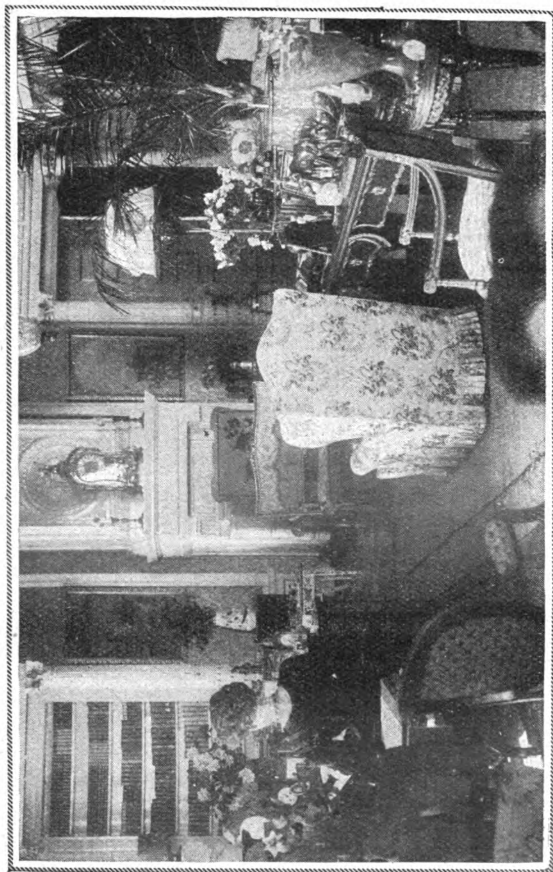
Seine häufigen Reisen an auswärtige Höfe haben



König Haakon in seinem Arbeitszimmer.

nach dieser Richtung hin die besten Früchte getragen, und sicherlich ist es nicht ihm zur Last zu legen, wenn einzig das Verhältnis zu dem grollenden schwedischen Nachbarn noch immer ein recht kühles geblieben ist, denn an Entgegenkommen gegen Schweden hat seine Regierung es gewiß nicht fehlen lassen. Sie hat die Bestimmungen der Karlstader Übereinkunft über die

Schleifung der norwegischen Grenzfestungen vertragsmäßig ausgeführt und durch Stellen der Kabinetts-



Königin Maud in ihrem Zimmer.

frage die Zustimmung des widerstrebenden Parlaments zu einem Abkommen über die Weidegerechtigkeit schwedischer Renntiere in Norwegen erreicht. Auch ist

sie immer bemüht gewesen, alle neu auftauchenden schwedisch-norwegischen Streitfragen durch Überweisung an ein Schiedsgericht friedlicher und gerechter Lösung zuzuführen, so daß angesichts einer von so freundlichem und versöhnlichem Geiste erfüllten Politik wohl auf eine allmähliche Überwindung des im Grunde ja begreiflichen schwedischen Mißtrauens und auf eine Besserung der beiderseitigen Beziehungen zu hoffen ist.

Was den König in der kurzen Zeit seiner bisherigen Regierung dem norwegischen Volke besonders nahe gebracht hat, ist neben seiner klugen Zurückhaltung im innerpolitischen Kampfe vor allem die Schlichtheit und natürliche Liebenswürdigkeit seines persönlichen Auftretens, wie die Einfachheit und gut bürgerliche Innigkeit seines Familienlebens. Der Norweger will nicht durch äußeren Pomp und königliche Pracht geblendet werden, er will in seinem Landesherrn vielmehr ein rühmenswertes Vorbild echter Bürgertugend sehen können. Daß König Haakons Charaktereigenschaften es ihm leicht machten, seine Aufgabe von Anfang an in diesem Sinne zu erfassen, hat ihn über Erwarten schnell das richtige Verhältnis zu seinem Volke gewinnen lassen.

Der königliche Palast in Christiania ist bei aller Vornehmheit keineswegs ein imposanter Prachtbau mit üppigem architektonischen Schmuck; er mutet viel eher ein wenig zu kalt und strenge an. Aber dieser Eindruck ist rasch verwischt, sobald man sein Inneres betritt. Glücklicher ist wohl in keinem europäischen Königschloß alles prunkhaft Kalte und auf rein äußerliche Wirkung Gestellte vermieden, glücklicher wohl kaum irgendwo der Charakter eines behaglichen, von künstlerischem Geiste erfüllten Heims mit

dem unerläßlichen würdevollen Ernst des Königsitzes gepaart.

Das Hauptverdienst an dieser anheimelnden inneren Ausgestaltung des Palastes gebührt unzweifelhaft der Königin Maud, die sich mit sicherem Verständnis und gutem Geschmack ebenso eifrig um alle Einzelheiten



Der König und die Königin beim Schilauf.

der Einrichtung gekümmert hat, wie sie sich um die Einzelheiten der königlichen Wirtschaftsführung kümmert. Es ist die gute hausfrauliche Schule der alten Königin Viktoria, die da in ihrer Enkelin dieselben erfreulichen Früchte trägt wie einst bei der Mutter des jetzigen deutschen Kaisers. Königin Maud, die — am 26. November 1869 geboren — um drei Jahre älter ist als

ihr Gemahl, ist den Norwegern ebenso schnell vertraut und sympathisch geworden wie dieser. Je argwöhnischer man sich bei der ehemaligen englischen Prinzessin auf sehr viel unnahbare Hoheit gefaßt gemacht hatte, desto angenehmer fühlte man sich von dem natürlichen Wesen



Der Hofdienst auf Schneeschuhen.

dieser zierlichen Dame berührt, die sich der engeren und weiteren Öffentlichkeit viel seltener in ihrer königlichen Würde als in ihrer Eigenschaft als liebenswürdige Gattin und fürsorgliche Mutter zeigt.

Von höfischem Gepränge ist im Königschlosse zu Christiania nicht mehr als das unumgänglich Notwendige zu bemerken, und der Dienst des Gefolges, der Adjutanten, Kammerherren und Hofdamen ist

wohl an keinem anderen Hofe so leicht wie hier. Um neun Uhr morgens sitzt der König am Schreibtisch seines Arbeitszimmers bei der Lektüre der wichtigeren Tageszeitungen und der Durchsicht der aus den verschiedenen Ressorts eingelaufenen Berichte — einer Beschäftigung, der der ganze Vormittag gewidmet ist, sofern sie nicht durch die Erteilung von Audienzen



Eine Ecke in Prinz Olafs Zimmer.

unterbrochen werden muß. Auch die Königin verzichtet bis zu dem nach englischer Sitte um die Mittagszeit eingenommenen Gabelfrühstück auf alle Dienstleistungen von seiten ihrer Hofdamen und widmet sich bis dahin, uneingeengt durch höfische Etikette, der Sorge für ihre

häuslichen Obliegenheiten oder für das Wohl ihres Söhnchens, an dem sie gleich dem Vater mit größter und doch höchst vernünftig betätigter Liebe hängt.

An der Tafel um ein Uhr mittags erscheinen dann auch die Damen und Herren vom Dienst. Das Mahl ist wiederum von gut bürgerlicher Einfachheit und nimmt demzufolge nicht eben viel Zeit in Anspruch. Jeder, der einer Einladung zu dieser königlichen Frühstückstafel gewürdigt wurde, ist voll Entzücken über den heiter-familiären Ton, der an ihr zu herrschen pflegt, und über die gänzliche Abwesenheit alles peinlich steifen Zeremoniells.

Die Nachmittagstunden gehören der Erholung auf einem von dem Königspaar unternommenen Spaziergang, der während der Wintermonate gleichzeitig zu ausgiebiger sportlicher Betätigung benützt wird. Sowohl König Haakon wie Königin Maud sind ausgezeichnete Schiläufer, und sie kennen kein köstlicheres Vergnügen als das Rodeln von den schneebedeckten Höhen in der schönen Umgebung der norwegischen Hauptstadt. Die weit über das Normalmaß hinausgewachsene schlanke Gestalt des Königs und die anmutig behende Figur der Königin sind niemals fehlende, wohlbekannte und allbeliebte Erscheinungen bei allen sportlichen Veranstaltungen in und um Christiania. Sie geben an Gewandtheit und Elastizität heute schon keinem geborenen Norweger mehr etwas nach, und ihre aufrichtige Vorliebe für die echt nationalen Vergnügungen hat natürlich auch nicht wenig zu ihrer rasch gewonnenen Volkstümlichkeit beigetragen.

Den Nachmittagstee nimmt der König regelmäßig in dem reizenden Zimmer seiner Gattin ein, wo sich beide, ungestört durch lästige Gesellschaft, ganz ihrem Eltern-

glück hingeben, denn die Zeit bis zu der Abendmahlzeit um acht Uhr gehört dem kleinen Prinzen Olaf, dem erklärten Liebling des ganzen Landes, der in der Tat ein rechter Norwegerkönig zu werden verspricht. Am 2. Juli 1903 auf Schloß Sandringham in England ge-



Das Spielzeug des Kronprinzen.

boren und ursprünglich auf den Namen Alexander getauft, entwickelt sich der kleine Kronprinz dank einer ausgezeichneten Erziehung in verheißungsvollster Weise. Es wird darauf gehalten, daß er den größten Teil des Tages im Freien verbringt und sich tüchtig austummelt. Dabei wird er keineswegs ängstlich von der unmittelbaren Berührung mit dem Volke ferngehalten,

und wenn der Norweger in König Haakon bei aller aufrichtigen Sympathie vielleicht noch immer den „Fremdling“ sieht, seinen Nachfolger wird er sicherlich einst ganz als echten und rechten Landsmann betrachten.

Das Abendessen nehmen der König und die Königin fast immer allein ein, und das Gefolge wird in der Regel schon vor Beginn desselben für den Rest des Tages entlassen. Eine Ausnahme bilden nur die besonderen festlichen Veranstaltungen, die sich im höfischen Leben aus Gründen der Repräsentation natürlich nicht ganz umgehen lassen. Aber sie werden auf das Notwendigste beschränkt wie in einem vom rechten Geiste erfüllten Bürgerhause, darin der Schwerpunkt der Lebenshaltung nicht in der lauten und glanzvollen Geselligkeit, sondern im traulichen Genießen des Familienglücks liegt — ein treffliches Beispiel, für das man vielleicht nirgends besseres und herzlicheres Verständnis hat als in König Haakons Land.





# Das verlorene Lachen.

## Novelle von F. C. Oberg.





1.

Eine bunt flutende Menschenmenge verteilte sich in der Flucht der festlichen Zimmer. Kommerzienrat Busch gab den ersten seiner „Donnerstage" in diesem Winter.

Die weiten Räume boten das Bild ungezwungenster Festlichkeit; matterleuchtete Räume, Tee- und Rauchzimmer luden zu Plauderstunden, zu genußvoller Muße ein, und von der von Kerzenhelle durchfluteten Vorhalle an bis zu den großen Salons und dem Tanzsaal, in denen blendende Lichtfluten über die festliche Menge hinströmten, herrschte überall ein anregendes, wirklich weltstädtisches Treiben.

Doktor Wolfgang Evers stand am Eingang einer der Salons, schweigsam und ein wenig ungesellig. Seine hohe Gestalt lehnte lässig am Türpfosten, sein Blick schweifte über das wechselvolle Bild hin mit jenem merkwürdigen Ausdruck von Aufmerksamkeit und Traumverlorenheit zugleich, der so typisch für Wolfgang Evers' Augen war. Das Gesicht des offenbar noch jungen Mannes ließ eine genauere Altersbestimmung ziemlich schwierig erscheinen, denn die klar und angenehm geschnittenen Züge trugen einen Ausdruck von etwas halb Knabenhaftem, halb schmerzlich Gereiftem. Das Junge, auf eine besondere Art so fesselnd Liebenswürdige dieses Gesichts sprach haupt-

sächlich aus den dunkelgrauen Augen, denen eine seltsame Beredtheit ebensowohl wie eine ausgesprochen abweisende Verschlossenheit eigen sein konnte; das Schmerzvollreife aber lag im Ausdruck des Mundes, dessen scharfen Schnitt der kurzgehaltene, dunkle Schnurrbart erkennbar ließ. Wer Doktor Evers so stehen sah, verschlossen und mehr Zuschauer als Mitspieler im fröhlichen Spiel des Abends, in seiner zurückhaltenden Schweigsamkeit, seine ganze Erscheinung bei aller Eleganz bis zur Möglichkeit unauffällig gehalten, der mochte ihn weit eher für einen Fremdling halten als für das, was er war: ein Berliner Schriftsteller, dessen Name in der literarischen Welt guten, sehr guten Klang besaß. Zwar, Wolfgang Evers liebte es, inkognito zu sein, und er faßte seinen bürgerlichen Namen, seinen akademischen Grad, die Erscheinung seines äußeren Menschen als dieses Inkognito auf, denn er schrieb unter Pseudonym, und alles, was er als Mann und Persönlichkeit bedeutete, blieb den vielen, die ihn als Doktor Wolfgang Evers kennen lernten, verborgen.

„Na, Doktor, so gelangweilt?“

Der Angeredete fuhr herum und sah dem langen Menschen, der sich vor ihn gestellt hatte, ein bißchen spöttisch ins Gesicht. „Du solltest so viel wissen, Bob, daß ich immer um so gelangweilter aussehe, je besser ich mich unterhalte,“ sagte er mit kurzem Lachen.

„Aha,“ machte der Lange, „du bist in Laune, merke ich, du verspritzest deinen Geist sogar an mich! Also, du unterhältst dich — wenn auch nicht mit den Leuten, so doch über sie — was ich, nebenbei bemerkt, für Leute von deiner Zunft für sehr rentabel halte. Also du unterhältst dich? Freut mich — freut mich mächtig!“

Evers machte ihm eine kurze, spöttische Verbeugung.

„Meinen tiefsten Dank, gütiger Gönner,“ sagte er lachend. Dann fügte er hinzu: „Im Ernst, Bob, ich bin dir sehr verbunden für die Einführung hier, vor allem aber dafür, daß du reinen Mund gehalten hast. Denn das mit dem Unterhalten, das du mit großem Scharfsinn begriffen hast, würde wohl nicht gut möglich sein, wenn man wüßte — Nun, man weiß eben nicht, und alles ist im Lot. — Im übrigen, ich habe da drüben in dem roten Zimmer beim Sekt ein paar von den Unseren gesehen: den kleinen Stürmer und Struve, der beim Anzeiger jetzt Redakteur ist, und noch so 'n paar andere, auch Maler darunter. Wußtest du, die würden hier sein?“

Robert Reininghaus, der Maler, stellte sich neben den Freund. Hier am Eingang, wo der Schwarm beständig im Fluten war, ließen sich mit gedämpfter Stimme am allerbesten ein paar gemütliche Worte reden.

„Na, gewiß,“ antwortete Reininghaus auf Evers' Frage, „ich sagte dir doch, so eine ganze Zahl Unseriger sind meistens hier. Lieber Himmel, Evers, stell dir doch vor: diese ‚Donnerstage‘ bei Busch sind für Leute wie unsereins einfach beinahe bares Kapital. Hier trifft man Leute, die, wenn auch kein Verständnis, so doch Geld für die Kunst haben. Busch kann enorm viel ausmachen. Wenn einer von uns Mode werden will, dann braucht er zweierlei: eine halbwegs anständige Zeitung, die ein bißchen für ihn trompetet, und einen Millionenkommerzienrat, der mit seinem Anhang auf dies Getrompete und auf ihn selber 'reinfällt. Also kein Wunder, daß von den Unseren immer Leute hier sind. Ist es dir unangenehm, diese Leute zu treffen?“

Evers schüttelte den Kopf. „Ach nein,“ sagte er gleichgültig. „Ich mag nur nichts anderes als Doktor Evers sein, hoffentlich wissen das alle.“

Robert, dessen Vorname nach englischem Brauch oft in Bob verkürzt wurde, lachte. „Werden dich schon nicht entlarven, du unglücklicher Glücklicher,“ sagte er mit leisem Spott. „Du kannst dir dein Inkognito ja leisten; dich hat eben nicht bloß die Muse, sondern auch Fortuna geküßt. — Freilich, wenn Busch wüßte! Dann müßtest du sicher daran glauben!“

Evers lachte. „Glauben? Woran glauben?“

„Ach so!“ machte Bob lebhaft. „Siehst du, gerade deswegen hab' ich ja meine Courschneiderei bei der reizenden kleinen Mövies unterbrochen, um dich rechtzeitig zu holen. Also hör zu, Busch hat eine Marotte, einen Spleen, weißt du, einen richtiggehenden. Er sammelt nämlich Stimmen.“

„Stimmen?“ wiederholte Evers. „Wahlen —“

Bob lachte wie über einen guten Witz. „Wahlen — Wahlen!“ lachte er. „Du bist kostbar, Evers! Nee, nichts von Wahlen, Busch sammelt lebendige Stimmen, menschliche Organe, die Stimmen von bekannten, berühmten Persönlichkeiten. Er hat einen ganzen Haufen Grammophone oder Phonographen, oder wie die Dinger sonst heißen und —“

„Ach so!“ schaltete Evers lächelnd ein. „Nun fange ich an zu begreifen.“

„Also,“ sagte Reininghaus gemütlich. „Komisch — nicht? Also, hör weiter. Busch hat von diesen Dingern die besten Exemplare, wirklich gute Apparate, die die Sachen mit einer Sauberkeit wiedergeben — staunenswert, sag' ich dir. Nun ist es sein Sport, Leute von Namen in solchen Apparat hineinsprechen zu lassen, auf solche Aufnahmewalze, weißt du — von Wachs glaube ich, sind die. Dann wird das gegossen oder wer weiß wie sonst auf eine der üblichen Hart-

gummiplatten übertragen, und Herr Kommerzienrat Busch kann, so oft es ihm beliebt, die Stimmen berühmter Leute, die irgend einmal in seinem Hause erklangen, immer von neuem reden lassen."

„Ein Bauer mit Geschmack," murmelte der Schriftsteller. „Eine Marotte, die der Mühe wert ist."

Reininghaus war über diese halb beiseite gesprochene Anerkennung des Freundes fast verwundert.

„Na ja," sagte er ein bißchen geringschätzig, „von gewisser Seite hat es ja was, das ist schon so. Ich finde es im übrigen spleenig — amüsant ist es aber auf alle Fälle. Busch gibt ja auch außer diesen ‚Donnerstagen' große Gesellschaften, und bei dieser oder jener Gelegenheit sieht er allerlei Leute von Ruf bei sich: Bühnenleute, Königliches Schauspielhaus so gut wie Reinhardt- und Lessingtheater, na und auch von den anderen Bühnen, vor allem Oper- und sonstige Musikstars, Schriftsteller, Journalisten, Maler, Bildhauer, auch gelehrte Weiber, wie zum Beispiel diese — na, wie heißt sie, so ein Fräulein Doktor, 'n bißchen angejahrt, die immer so Vorträge hält über Ehe und Volkshygiene —"

Ein belustigtes Lachen von Evers unterbrach ihn. „Schon gut," sagte er, „die reine Blütenlese von Berühmtheiten jeder Sorte — harmlose und weniger harmlose, wie ich sehe."

In diesem Augenblick schob Bob Reininghaus seinen Arm in den des Freundes und zog ihn mit sich. „Komm," sagte er, „die Sache scheint schon vor sich zu gehen."

Als sie am Tanzsaal vorüberschritten, durchzogen schmeichelnde Walzerklänge wie ein silberiges Strömen von fließenden Musikwellen den Strudel der Geräusche.

„Fledermaus!" sagte Reininghaus anerkennend. „Tanzest du nicht?"

„Selten,“ war die ausweichende, gleichgültige Antwort.

Reininghaus sah mit einem Ausdruck von forschender Verwunderung auf den Freund, den er, obwohl auch Evers außergewöhnlich groß war, noch ein gutes Stück überragte. Dies war einer von den Augenblicken, in denen Reininghaus empfand, daß viel, vielleicht das Beste in Evers' Wesen auch ihm, der sich ihm seit der gemeinsamen Schülerzeit in einer Kameradschaft, die sogar seit einiger Zeit zu etwas wie wirklicher Freundschaft erwärmt war, verbunden fühlte, fremd und verschlossen blieb. Auf dem Gesicht des Schriftstellers lag ein abweisender Ausdruck, ein mühsames Verschließen einer Sehnsucht, wie es Reininghaus vorkommen wollte.

Das Zimmer, in das die beiden Herren jetzt eintraten, war offenbar eines der Zimmer des Hausherrn. Der große Raum war dunkel, massiv und prunklos gehalten, nur gedämpft erleuchtet. Der Kommerzienrat, ein lebhafter, kleiner, starker Herr, stand vor einem großen, aufgeschlossenen Schrank, aus dessen tiefen Fächern die blanken Trichter der Grammophone hervorleuchteten. Auf einem Tisch stand bereits einer der Apparate, und jetzt war Busch eben damit beschäftigt, aus flachen Schubfächern des Schrankes, die er geschäftig auf- und zuzog, die Mappen mit den Platten herauszuholen, die er mit großer Behutsamkeit behandelte und auf dem Tisch ordnete.

Das Treiben des kleinen Herrn war zugleich rührend und komisch. Man merkte, hier war einer, der naiv wie ein Kind, voll Wichtigkeit und Besitzerfreude mit den Sammelschätzen umging, an die er einen Teil seiner Seele verschenkt hatte.

Ob die Menge der Leute, die stetig wachsend in das

Herrenzimmer eindrangen, etwas wie unbewußte Scheu vor diesem Tun empfand, oder ob man sich schweigend einem ungeschriebenen Hausgesetz unterwarf — jedenfalls war die Unterhaltung leise und zurückgehalten, und der ganze, aus den denkbar verschiedensten Elementen sich zusammenschließende Kreis bewegte sich mit der Vorsicht und Gedämpftheit wie etwa das feine Publikum eines Theaters, in dem die Ouvertüre einzusetzen im Begriff ist.

Zuweilen drang fern und gedämpft wie ein Lichtstrahl, der blitzend durch eine Ritze hindurch in kühles Schattendämmer hineinschneidet, ein verlockend süßer Walzerklang in die erwartungsvolle Ruhe des Herrenzimmers.

Es war eigentlich verhältnismäßig selten, daß der Kommerzienrat gerade an den „Donnerstagen" seine Sammelschätze zu Klang und Leben rief, im allgemeinen behielt er sie sich vor für einen kleineren, übereinstimmenderen und gewählteren Kreis als der, den jeder erste Donnerstag des Monats in sein so überaus gastfreies Haus rief. Anderseits besaßen aber gerade diese „Donnerstage" den begründeten Ruf, die zwangloseste Form der Geselligkeit zu sein, und alle die noch so extremen Elemente, die sich an diesen Donnerstagsempfängen vereinten, konnten, wenn sie es sich selber angelegen sein ließen, finden, was sie suchten: Anregung, Förderung, Unterhaltung.

Besonders das letztere bot sich in dem zwanglosen Tanz, dem in dem schönen, geräumigen Saal nach alter, stehend gewordener Sitte stets eine heitere Statt gewährt wurde. Seit mehr als drei Wintern gab der Kommerzienrat diese „Donnerstage", für die er zu Beginn des Winters ein für allemal einzuladen pflegte, und auf denen eingeführte Freunde

immer eine äußerst zuvorkommende, wenn auch nur ein wenig flüchtig geäußerte Aufnahme fanden. Der Kommerzienrat pflegte seinen Donnerstagsgästen zu versichern, er wälze die Riesenpflicht des Wirts, die seine Frau und ihn sonst erdrückte, von sich ab und lade sie statt dessen in Bruchteilen jedem einzelnen der Gäste auf. Ein jeder hatte dem anderen und sich selbst gegenüber die Pflicht, aber auch das Recht, anderen und sich den Abend nach Wunsch und Belieben zu gestalten. Kleine, vornehm gedruckte Einlaßausweise, die nur der Kommerzienrat und seine Frau auszugeben pflegten, machten die sonst üblichen Förmlichkeiten überflüssig und gaben zugleich die seltene Möglichkeit, den großen, nicht zu übersehenden Kreis einer Art Vertrauensüberwachung, einer stillschweigenden Verantwortung der Einführenden zu unterziehen, die noch nie mißbraucht worden war.

Daß trotz allem ein ganzer Stab von Detektiven das große Haus des Kommerzienrats, dessen Kunstsammlungen und Hausratskostbarkeiten fast sprichwörtlich waren, an den „Donnerstagen" vor allen Möglichkeiten sicherte, wußten nur wenig Nahestehende. Die Donnerstagsempfänge waren als Ganzes und in allen charakteristischen Einzelheiten in der Reichshauptstadt wohl bekannt und machten einen jener gesellschaftlichen Mittelpunkte aus, in denen Kreise, die sonst völlig auseinander liefen, sich berührten, und seit ihrem Bestehen wurde jeder neue Winter den „Donnerstagen" ein neuer Sieg, wuchs stetig ihr sich bestätigender Ruhm.

Der Kommerzienrat schien mit seiner Auswahl fertig, er hatte die letzte Mappe auf dem Tische eingereiht; jetzt schob er eine kleine, besonders konstruierte elektrische Stehlampe näher heran und schaltete das Licht ein. Es fiel so, daß die Nadel und der ganze

Mechanismus für das Einschalten der Platten an dem Grammophon scharf beleuchtet, das übrige Halblicht aber im Zimmer nicht im geringsten beeinträchtigt wurde.

Dann richtete der kleine Herr sich auf und wandte sich dem großen Kreis der Gäste zu, der sich inzwischen eingefunden hatte.

„Darf ich bitten, die Türen zu schließen," sagte er höflich, aber ein wenig mit dem Ausdruck eines Monarchen, der gewillt ist, die Unaufmerksamkeit seiner Diensttuenden so milde wie möglich zu rügen.

Man schloß die Türen, und der Walzertakt, der gerade hereingewippt war, erlosch wie abgeschnitten.

Busch hatte den Ausdruck des Verständnisses auf einigen Gesichtern wahrgenommen, und er beeilte sich zu sagen: „Ich will allerdings keine Aufnahme machen, aber Sie wissen, für mich selbst bin ich anspruchslos und gönne niemand mehr als gerade meinen verehrten Donnerstagsgästen völlige Freiheit, jedoch für meine ‚Stimmen' fordere ich unbedingtes Schweigen.' Ich lasse jene da drüben walzen, so viel sie wollen, aber dann sollen sie auch mich ungestört ‚walzen' lassen!"

„Diesen Witz macht er jedesmal," flüsterte Reininghaus boshaft.

Er und Wolfgang Evers standen im Hintergrunde, und der letztere beobachtete das Treiben des Kommerzienrats mit sichtlichem Interesse.

Mit gedämpftem Schnurren begann die Walze über die Nadel zu rinnen. Dann erstarb dieses feine Gesumme, ein paar Töne Klavierbegleitung klangen auf, und mit plötzlicher, geradezu lichtvoller Klarheit trugen sich die perlreinen Töne eines edlen Soprans aus dem Nichts empor. Ein einfaches Lied, in seiner

Einfachheit die überwältigende Schönheit der Stimme zu hinreißender Plastik formend.

Irgendwo wurde ein Name geflüstert — ein Name, der wie ein Echo ein verstehendes Lächeln auf den Gesichtern weckte, und Busch nickte glücklich und bestätigend.

Das Lied war aus.

In makelloser Reinheit verklang der letzte Hauch.

Das Klavier schloß bescheiden zurückhaltend, wie es schien, von Meisterhand gerührt.

Da plötzlich erhob sich die Stimme, die eben gesungen hatte, zum Sprechen, und wie Schelmerei, wie ein hörbares Lächeln klang es aus der Stimme, die leicht und graziös mit zarter Ausländerbetonung die Worte sprach: „Ich danke Ihnen, verehrter Herr Kommerzienrat, für die Ehre, die Sie mir erwiesen, als Sie mich zu singen baten. Welch eine Freude für mich, Ihre Bitte zu erfüllen!“

„Schrum sum sum,“ machte die Nadel, und das Wunderwerk stand still.

„So 'n Sums kommt immer hinten nach,“ flüsterte Reininghaus Evers zu. „Immer schlau, so einer! So kann die Platte nicht gestohlen werden, sozusagen Schutzmarke.“

Evers antwortete nicht.

„Sie ist jetzt in Amerika,“ erklärte Busch, der von Gästen eng umringt war.

Eine Anzahl der Schriftsteller und Maler, die Reininghaus und Evers kannten, stand in einer Gruppe in einiger Entfernung. An Krawatte und Haarschnitt versuchten einige von ihnen die außergewöhnlichen Sterblichen zu heucheln; die Überzahl war, wie Reininghaus und Evers, zu vornehm für derlei und liebte unauffällige Eleganz.

Eine junge Kunstgewerblerin in einem ausnahmsweise schönen Reformkleide und mit einer, nach Reininghaus' Urteil „süffisanten“ Frisur — sie trug Schnecken von Zöpfen auf ihren Ohren, was ihrem sonst ziemlich kindlichen und unbedeutenden Gesicht einen humorvoll wirkenden Stich ins Pikante gab — eine solche junge Kunstgewerblerin strich mit geschmeidigen Bewegungen durch die Leute hindurch und ging auf den Hausherrn zu.

„Sie will eine Reklame für ihre Schmucksachen, Wandbehänge oder Lampenschirme, oder was für 'n Blech sie sonst macht,“ flüsterte Reininghaus. „Paß auf, sie ist ganz hin, sie möchte auch in so 'n Ding hineinreden.“

Die junge Dame, die Reininghaus dermaßen in Verdacht hatte, schien aber harmloser. „Welch ein Wunder!“ sagte sie, indem sie kindlich ihre Hände faltete.

Reininghaus lachte. „Ach so!“ murmelte er. „Sie ist also eine von denen, von denen man wunder denkt, was sie wollen, und schließlich sagen sie etwas völlig Inhaltloses und stellen sich hin wie ein Kindergartenkind. Sie ist Typ — was, Evers?“

„Es ist fabelhaft! Ein Triunf der Techtnik,“ sagte eine ältere Dame, eine Finanzfürstin, deren Bildung bedauerlicherweise so viel zu wünschen übrig ließ, wie ihr Vermögen an Überfluß aufwies.

Ein junger Musikkritiker tippte mit der Spitze seines Fußes vernehmlich gegen das Parkett. „Fein!“ stieß er heraus, indem er das Wort aussprach, als begänne es mit einem dreifachen „F“.

Busch hatte inzwischen die Platte gewechselt. Respektvolles Schweigen gewann den Raum. Die Nadel summte, und diesmal löste sich eine männliche Stimme heraus. Im Bühnenton, ein wohlgefettetes

Organ, das im unverkennbaren Königlichen Schauspielhaus-Pathos ein Fragment aus einem klassischen Drama sprach. Nach dem Schluß kam eine kleine Pause, dann die knappe, jedoch liebenswürdige Versicherung: „Ich danke Ihnen, Herr Kommerzienrat!"

Evers schien das Interesse an der Sache verloren zu haben. Zerstreut und gleichgültig war er auch während des nächsten Vortrages, des Tenorsolos eines sehr bekannten Konzertlöwen, das, wie diesmal die „Widmung" sagte, der warmgefühlte Dank sei für ein paar heitere Stunden. Als dann eine bekannte Berliner Ibsendarstellerin mit ihrer, den meisten Anwesenden wohlvertrauten, unbeschreiblichen lyrischen Stimme ein paar Bierbaumsche Tanzlieder sprach, an die sie nach kurzer Pause nur leise und zurückhaltend die Angabe des Datums anschloß, schien das Interesse in Evers wieder lebhafter zu werden.

Der alte Herr hatte die letzte Platte herausgenommen; es schien, als wolle er schließen.

Aber man bat um Fortsetzung.

Busch ließ diese Bitte über sich ergehen mit einem Ausdruck von stolzer Besitzerfreude, dann wandte er sich mit Lebhaftigkeit seinen Walzen und Platten wieder zu. Ihm schien die Wahl unter den sauber etikettierten Kästen schwer.

Endlich öffnete er mit einem sehr sonderbaren Lächeln eines der Etuis, hielt die Hartgummiplatte einen Augenblick lang sinnenverloren in Händen und schaltete sie dann sorgfältig ein.

„Nummer zwanzig, Herr Kommerzienrat?" fragte eine Freundin des Hauses lächelnd.

Der Angeredete gab einen freundlichen Blick des Verständnisses und nickte; er sprach nicht, wenn er an dem Apparat hantierte.

Das Interesse, das bei der Gleichartigkeit, die diese Stimmenwiedergaben trotz ihrer Verschiedenheit besaßen, langsam ein wenig schwächer geworden war, schien durch diesen kleinen Vorgang plötzlich aufs neue gesammelt; eine Stille, erwartungsvoller fast wie die zum Beginn der Vortragswiedergaben, lag über dem ganzen Kreis, und auch Evers war mit vollem Interesse bei der Sache.

Leise summend fuhr die Nadel über die Platte. Eine Männerstimme erhob sich, scharf schnarrend, und mit einem Ernst, der aber erstaunlicherweise auf den Gesichtern der Lauschenden nur den Ausdruck des Lächelns weckte, sprach die Stimme ein paar anspruchsvolle Balladenstrophen. Man hatte das Organ eines bekannten Parlamentariers erkannt.

Mit schnarrendem „R" sprach die Stimme die großen, tönenden Worte. Sie hackte am Rhythmus, sie trommelte mit den Versen — da, was war das?

Ein Lachen.

Ein Lachen, so wundervoll herzlich, so unbeschreiblich lebensvoll und klangerfüllt. Eine junge weibliche Stimme hatte gelacht. Wie eine Fülle von Klang, gedämpft und doch wundervoll unmittelbar war dies Mädchenlachen für die Dauer von ein paar Augenblicken herübergeglitten über die schnarrend gesprochenen Verse. Jetzt gingen die weiter, aber niemand achtete mehr darauf. Eine unbeschreibliche Überraschung hatte das Lachen unter die Leute gebracht.

Busch beobachtete die Wirkung mit unverhohlenem Vergnügen.

Verwundert aber hingen die Blicke von Bob Reininghaus an Evers, der während des Lachens emporgefahren war wie einer, der einen Ruf, einen wohlbekannten, langersehnten vernimmt.

Evers hatte den Kopf erhoben, der Ausdruck tiefster Erregtheit sprach aus seinen Zügen, und erst jetzt erkannte Reininghaus mit schmerzlichem Staunen, eine wie große Zurückhaltung von diesem Gesicht herabgeglitten war wie eine Maske, wie für eines Herzschlags Dauer ein Ausdruck so voller Sehnsucht, so voll freudigen Erkennens dies Gesicht zu einem neuen, einem unbeschreiblich fesselnden gestaltete, bis Evers sich im nächsten Augenblick die Beherrschung mit Anstrengung zurückgewann.

Und doch glaubte Reininghaus zu empfinden, wie jene Erregung in dem neben ihm Stehenden noch fortbebte.

Als der Vortrag, dessen Wortlaut niemand mehr gelauscht hatte, zu Ende war, und als sofort eine schwirrende Lebendigkeit, Rufen, Fragen, Äußerungen sich Bahn brachen, war Evers äußerlich wieder völlig Herr seiner selbst.

Aber ein Ausdruck von Beherrschung lag auf seinem Gesicht, der dem, der Evers kannte, verraten mußte, wie tief die Bewegung sei, die so bewußt und mühsam gemeistert wurde.

Busch wurde von Fragern umringt, und die Lebhaftigkeit ebbte erst ab, als der alte Herr abgerissen mit einem komischen Gemisch von Behaglichkeit und Verdrießlichkeit Auskunft gab. Er wurde sehr lebhaft dabei. „Absicht? Witz? — Nein, entschuldigen Sie, das war kein beabsichtigter Spaß. Geärgert habe ich mich damals — tüchtig geärgert! Vor reichlich drei Jahren war's, als ich meine Sammlung eben anfing. Na — ich war eben noch nicht vorsichtig genug. Offene Türen, so eine Dummheit! Aber gelungen ist, wie man's hört, daß das Lachen nicht im selben Zimmer ist. Nicht wahr? Ja, na damals! Es war zu dumm.

Aber was hilft es, die Nadel schreibt alles auf, und Ausradieren gibt's da nicht. Entweder ich mußte die Walze gießen lassen, wie sie war, oder ich mußte sie fortwerfen. Na, dann natürlich lieber noch retten, was zu retten war. Und so sitzt es fest, für immer fest, dies törichte Lachen," schloß der alte Herr.

Evers war auf den Kommerzienrat zugeschritten, Reininghaus folgte.

Eine kleine Gruppe der Schriftsteller und Maler war auch herangekommen.

Gerade in einer ganz kurzen Pause hörte man Evers mit seiner angenehmen, stets gedämpften Stimme fragen: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Kommerzienrat, wissen Sie, wer damals lachte?"

Es klang gleichgültig, nur Reininghaus empfand einen Unterton, der ihn fast rührte.

Irgendwo im Hintergrunde flüsterte eine junge Dame ihrer Nachbarin zu: „Das sind die ersten Worte, die dieser schweigsame Mensch heute redet."

Der Kommerzienrat sah auf. „Wer da lachte, fragen Sie? — Na, hören Sie mal, daß ich das wissen soll, ist doch nicht gut zu verlangen. Geärgert hat es mich ja bodenlos, aber passiert war es ja nun mal, dann konnte das übrige mir gleichgültig sein. Wer sprach" — das Gesicht des eleganten kleinen Herrn strahlte vor Stolz — „das weiß ich wohl, aber wer mit seinem törichten Lachen dazwischen gefahren ist, das habe ich nicht behalten."

Auf Evers' Gesicht lag ein leiser Ausdruck schmerzlicher Ironie.

Der Kommerzienrat sah den jungen Mann, der auf diese lange und lebhafte Antwort so schweigsam blieb, plötzlich aufmerksam an. „Warum fragen Sie eigentlich, Herr —"

Evers machte eine Verbeugung. „Doktor Evers,“ stellte er sich höflich vor.

Der Kommerzienrat streckte ihm freundlich die Hand hin. „Freut mich!“ sagte er. „Also — warum fragen Sie, Herr Doktor? Kennen Sie die Dame?“ wiederholte er seine Frage.

Über Evers’ Gesicht glitt ein Lächeln. „Ich kann ja das eben nicht feststellen, aber eine Vermutung —“

Busch lachte herzlich. „Ich verstehe,“ sagte er. „Ja, wie gesagt, nachdem das Unglück einmal passiert war, war mir’s ja einerlei, wer von den jungen Gän—, Damen,“ verbesserte er sich und fuhr humorvoll lächelnd fort: „Ich will doch weder das schöne Geschlecht im allgemeinen noch etwa gar eine Bekannte von Ihnen beleidigen. Also sagen wir schlechthin bloß: wer den Schaden angestiftet hat. — Aber wenn Sie’s besonders interessiert —“

„Sehr liebenswürdig, Herr Kommerzienrat,“ wehrte Evers ab, „ich danke Ihnen, doch es interessiert nicht so sehr, daß —“

„Hallo,“ dachte Bob Reininghaus, „das muß ja tief gehen!“

„Man könnte ja sonst,“ fuhr Busch fort, „vielleicht meine Frau fragen. Freilich schwer zu sagen, schwer zu sagen! An einem von den ‚Donnerstagen‘ ist es gewesen, das erinnere ich mich, und Sie sehen ja selbst, ein wie großer Kreis —“

„Natürlich! Es ist ja auch ganz nebensächlich. Es war nur ein sozusagen psychologisches Interesse.“

Einer von den Schriftstellern fiel ein: „Ich habe dasselbe gefühlt. Ein so lebensvolles Lachen ruft Bilder hervor, und man möchte sie bestätigt wissen.“

Inzwischen hatte sich Busch daran gemacht, die Platte aus dem Apparat zu lösen. Vorsichtig legte er

sie nieder, als Struve, von dem Evers zu Reininghaus gesagt hatte, daß er jetzt beim Anzeiger Redakteur sei, mit leisen Fingern über die mit kreisläufigen Malen überritzte Platte glitt.

„Da sitzt es," sagte er lächelnd, „das Lachen. Aber wo ist die, die es tat?"

„Wie gesagt," wiederholte Busch, „fragen Sie — fragen Sie, wen Sie wollen. Mir ist, es sei eine Große gewesen, dunkel und schlank, wenn ich mich recht erinnere."

Er wandte sich seinen Schätzen wieder zu und packte die Platte in das Etui. Er war übertrieben eigen mit seinen seltsamen Sammelschätzen; jede Platte, jede Walze besaß einen lederüberzogenen Kasten, auf dem ein silbernes Schildchen die bezüglichen Merkmale trug.

„Packen Sie das Lachen wieder ein, Herr Kommerzienrat?" sagte Reininghaus mit lächelndem Bedauern.

„Ich packe etwas noch Sonderbareres wieder aus," antwortete Busch. „Sehen Sie hier!"

„Die Platte sieht aus wie die anderen."

„Ja," die Züge des alten Herrn wurden ernst. „Aber sie ist ganz anders. Der, dessen Stimme sie aufbewahrt, ist — tot."

Ein Schweigen entstand.

Bob, der auf Evers achtgegeben hatte, hatte ihn leicht zusammenfahren sehen. Jetzt sah er ihn unauffällig dem Ausgang des Herrenzimmers zugehen.

Gerade als Busch die neue Platte einschob, schloß sich auch hinter Reininghaus die Tür.

Evers mochte den Freund erwartet haben. „Pöbel!" stieß er halblaut hervor.

„Ja," machte Reininghaus lakonisch, „weißt du, was willst du von ihm? Spleen, sage ich."

Evers nickte. „Ich gehe fort."

Reininghaus sah betroffen aus. „Willst du nicht fragen?" stieß er überrascht hervor.

Evers zögerte.

„Dann frage ich!" erklärte Bob. „Es interessiert mich," log er in dem Gefühl, Evers damit einen Gefallen zu tun, ohne daß der es selbst gewahr werden sollte.

In dem großen, blonden Hünen, dem man ein kriegerischeres Handwerk zutrauen mochte als friedliche Kunstbeflissenheit, lebte trotz des großen Hanges zum Spott, trotz seiner Neigung, seine Warmherzigkeit sorglich zu verbergen, eine knabenhafte, große Wärme — ein Zug, der bei der Verschiedenartigkeit von Evers und Reininghaus dem letzteren in Evers' Augen etwas unbeschreiblich Anziehendes gab.

„Häng dich ins Schlepptau, Doktor!" sagte Bob, der einem der hellerleuchteten Säle zustrebte.

Evers folgte ihm langsam.

Bob, der bei der Frau vom Hause einen Stein im Brett hatte, ging frisch auf sein Ziel los.

„Also wirklich nicht, gnädige Frau?" hörte Evers ihn sagen. „Und Sie erinnern sich sogar des Vorfalls kaum mehr? Das heißt, vor drei Jahren war es, das wissen Sie noch?"

Frau Busch war eine üppige und, wie man so sagt, eine wohlkonservierte große Blondine, die zu ihrem lebhaften, weltgewandten kleinen Gemahl, der ein Mann von wirklicher Bildung und gesellschaftlichen Talenten war, in ziemlichem Gegensatz stand.

Bobs Auskunftshunger, der in der Dringlichkeit seiner Äußerungen jedem Detektiv Ehre gemacht hätte, schien Frau Busch, die stets ziemlich zurückhaltend war, sehr erstaunlich. „In der Tat, Herr Reininghaus,

das ist das einzige, was ich Ihnen darüber sagen kann."

„Wen könnte man wohl sonst fragen, gnädige Frau?" sagte Bob mit jener knabenhaften Zutraulichkeit, die er anzunehmen pflegte, wenn er etwas erreichen wollte.

Frau Kommerzienrat Busch lachte. „Ich verstehe, Sie haben sich in dieses Lachen verliebt," sagte sie. „Aber es tut mir leid, ich weiß wirklich weiter nichts."

Da verabschiedete sich Bob mit jenem reizenden freien Anstand, der ihn, den man als Spötter so wohl kannte, immer wieder so gewinnend machte.

„Ich wüßte auch niemanden zu fragen," hörte Evers die Dame vom Hause noch sagen. „Es war ein Abend, an dem besonders viel Fremde hier waren, und dann — vor drei Jahren! Sie wissen ja, wie sehr gerade der Donnerstagskreis von Jahr zu Jahr wechselt."

„Ich danke dir," sagte Evers mit leiser Ironie zu Reininghaus, als beide draußen ihre Überröcke anzogen. „Der reinste Sherlock Holmes!"

Reininghaus lachte. „Undank ist der Welt Lohn!" murrte er lustig.

In diesem Augenblick kamen noch zwei Schriftsteller und ein Maler, die auch im Fortgehen waren.

„Kurios mit dem Lachen — nicht wahr, Doktor Evers?" fragte einer von ihnen.

„Wollten Sie auf die Suche gehen nach diesem Lachen, Evers?" fuhr ein zweiter, der Evers näher kannte, fort.

„Dann rate ich Ihnen," mischte der Maler sich ein, „gehen Sie in alle Berliner Lustspiele und passen Sie auf, wie die Leute lachen."

„Unsinn!" sagte der erste Schriftsteller — derselbe, der schon vorhin Interesse für die Sache gezeigt hatte.

„Zu erfahren ist hier nichts, das haben wir ja gesehen. Aber daß man von außen herangeht, wie Sie, verehrter Raffael, es vorschlagen, ist zwecklos. Von innen muß man entwickeln. Also zum Beispiel, Evers: studieren Sie, w i e gewisse Leute lachen, machen Sie sich ein System von Kombinationen — Sie werden Zusammenhänge, die sich immer wieder decken, finden, zu Folgerungen kommen und sich schließlich ein ziemliches Bild von der Erscheinung machen können, deren Lachen da oben in des alten Herrn Schrank festgehalten ist."

„Und wenn es, wie die eine der Stimmen, schon — tot ist?" fuhr es dem Maler heraus.

„Na, hören Sie," sagte einer der Herren, „wenn Sie aus der Klangfarbe des Lachens sich allemal zum Beispiel den Farbenklang von den Augen der Leute kombinieren wollen —"

„Verbindlichsten Dank!" wehrte Evers mit leichtem Spott ab. „Sie alle sind offenbar erfinderischer als ich. Ich brauche es aber auch nicht zu sein, denn das Lachen interessiert mich durchaus nicht."

2.

Leichter, tauiger Schnee flockte hernieder, dunstig und feucht war die Luft, die Nacht schien traumverloren und schweigender Geständnisse voll.

Evers und Reininghaus hatten es abgelehnt, noch mit den übrigen Herren in ein Café zu gehen. Sie schritten jetzt durch die schweigenden Straßen dem Wilmersdorfer Westen zu.

Die Straße, die an der Peripherie des Tiergartens entlanglief, lag in tiefer Stille. Hallend begleitete nur der leere Klang ihrer eigenen Schritte die Schweigsamkeit der Freunde.

Endlich brach Evers das Schweigen. „Du erwartest eine Beichte, Bob?“

Reininghaus vergrub seine Hände mit einem Ruck noch tiefer als vorher in die Taschen seines Überrocks. Das war ein Ausdruck von Verlegenheit, den Evers an ihm kannte.

„Es versteht sich, Dichter, daß du nur so viel sagst, wie du magst,“ antwortete er zögernd.

Es gab eine kleine Pause.

Dann begann Evers halblaut, aber mit Betonung: „Ich kannte das Lachen. Ich habe es schon einmal gehört. Vor etwa drei und einem halben Jahre. Im Frühjahr, Bob. Ich war in Dresden auf dem Hauptbahnhofe, im Begriff, nach Norden zu reisen. Ich kam von Wien damals, da hörte ich dies Lachen aus einem der abfahrenden Züge heraus, dasselbe Lachen. Es traf mich. Es war ein Lachen so voller Verschwendung des Edelsten, von solcher Heiterkeit des Wesens, solchem Reichtum der Seele — und jung, so jung, so voller Lebensverheißungen!“

Er schwieg in Gedanken verloren.

„Und dann?“ sagte Bob nach einer Weile.

Evers sah auf. „Und dann?“ wiederholte er. „Ja, das Lachen, das ich nur hörte und nicht sah, reiste nach Süden, es war der Vlissingen—Wien-Expreß, und ich reiste nach Norden. Das ist alles.“

Bob blieb stehen und sah den Freund verständnislos an. „Du willst doch nicht sagen, daß das — daß das alles ist? Ich erwartete einen Roman von vier Bänden, und dies ist weniger als nichts.“

Evers lächelte. „Es ist aber wirklich alles. Nenne es immerhin nichts — mir war es viel, viel zu viel. Versuche es zu verstehen, Bob. Du kennst mich genug dazu. Siehst du — die Frauen, die haben mir nicht

gehalten, was ich mir von ihnen versprochen. Die einzelnen einzelnes vielleicht. Einerlei. Für das Beste, das ich an eine Frau zu verschenken hätte, mein ganzes, lebenslanges Selbst, habe ich nie eine gefunden, der ich es hätte geben mögen, und doch verlor ich den Glauben nicht. Ich hatte auch keine geradezu bestimmte Vorstellung. Aber ich empfand, sie müsse von reicher Seele und von schöpferischem Wesen sein und von jener Vornehmheit, die sich nie verleugnet — und jung und gesund und —"

„Hm," schaltete Bob leise ein, „du bist nicht bescheiden, Dichter."

„Ich habe manches von dem gefunden, was ich suchte, Bob, aber nie das Vereinte. Damals nun, als ich von Wien kam, war ich in namenloser Zerrissenheit. Du kennst das. Brücken hinter sich abbrechen, Strich machen. Dann obendrein auf der Reise. Ich bin wohl nie so gleichgültig gegen die Welt und mich selbst gewesen als an diesem Frühlingstag in Dresden. Darum — darum traf mich jenes Lachen bis in die tiefste Seele, bis ins Innerste. Denn es enthielt alles — alles, was ich suchte. Das war Leben! Junges, verheißungsvolles! Das war Seele, goldene lautere Herzensvornehmheit! Das war Anmut und Holdheit, die alle Sinne aufheben ließ! Sieh," schaltete der Sprechende, dessen Worte immer leidenschaftlicher, hingerissener wurden, ein, „sieh, es hängt wohl mit meinem Beruf, meiner Veranlagung zusammen, daß mir manches geradezu übergewaltig an Ausdrucksfülle erscheint, was anderen nichts sagt, oder doch zum wenigsten nichts offenbart, sondern ihnen im besten Falle vielleicht nur wiederholt, was sie bereits wissen; aber für mich reden die Dinge, und sie erzählen mitunter Welten. Und was, ich frage dich, was ist mehr eine Offenbarung der

—

Seele als das Lachen? O Bob, wie wenige Menschen ahnen, was ihr Lachen verrät, was sie selbst nur dunkel wissen, was sie niemals anderen zugestehen würden — Gipfel und Abgründe menschlichen Wesens, das alles läßt sich aus dem Lachen lesen wie aus nichts sonst."

Bob hatte schweigend zugehört. „Ja, Dichter," sagte er jetzt mit schlichtem Ernst, „ich verstehe dich schon; obwohl — siehst du, ich habe eben gröberes Hirn und plumpere Sinne."

„Nun gerade damals!" fuhr Evers fort. „Ich war fertig zum Verzicht. Ich wollte nichts mehr, weder von den Frauen, noch von der Welt, noch von mir selbst. Durch solche Zeit kommt wohl jeder. Und nun dieses Lachen! Nicht wahr, Bob, du kennst es ja jetzt, es ist von solcher Schönheit?"

„Ja," sagte Bob, „es ist hinreißend und liebenswert. — Aber, sage mal" — wieder blieb Reininghaus stehen — „bist du deiner Sache sicher? Du könntest dich doch irren."

„Ganz sicher," sagte Evers ruhig. „Ich weiß nicht, wie ich dir's sagen soll, aber bei unsereinem, Bob, da gibt's wohl auch so einen Sinn, der fast so ist wie jene Aufnahmewalzen: was uns einmal fesselt, was uns an Gesicht und Sprache eines Menschen seelisch einmal beredt erschien, das schreibt sich ein, für immer ein, und wenn wir's wieder hören, wieder sehen, dann springt so etwas wie eine Nadel in die alte Spur ein, und es gibt das Echo in unseren Gedanken, dem wir blindlings vertrauen können. Es ist derselbe Mensch, dasselbe Mädchen, das ich zweimal lachen hörte, glaube mir, Bob. Und" — diesmal blieb Evers stehen — „ich sage dir, ich glaube daran, wenn ich je in meinem Leben an etwas geglaubt habe! Es betrügt mich nicht, und

es würde mir alle, alle Wunder halten, an die ich glaube — wenn ich es fände!"

„Dichter — Dichter!" warnte Bob. „Es geht durch mit dir! Du willst doch nicht sagen, daß du es suchen willst, dies verlorene Lachen? Dann hättest du damals gleich hinterherreisen sollen."

„Das ist es ja gerade," antwortete Evers. „Damals packte mich einen Augenblick lang so etwas wie ein rasendes Verlangen, hinterherzureisen, gleichviel wohin, und mir das Mädchen zu fordern, dessen Lachen mir tausend begrabene, längst gestorbene und verlorengegangene Lebensverheißungen aufs neue wiedergab. Aber ich war zu sehr uneins, zu elend nach dieser Wiener Geschichte. Lieber Gott, das gab sich schneller, als ich dachte; es war eine Enttäuschung, die doch nicht viel tiefer ging als die anderen, vorher und nachher. Aber das Lachen, Bob, das vergaß ich nicht! Unbewußt hab' ich's wohl mein Leben lang gesucht, und auch das erste Mal, als ich es hörte, war es schon ein Wiederfinden."

Es gab eine Pause voll schweren Schweigens.

„Ich glaube," sagte Bob endlich aus tiefem Sinnen heraus, „du hast recht."

Dann nahm Evers den eigentlichen Gegenstand des Gesprächs wieder auf. „Jetzt verstehst du, Bob, daß ich das Lachen suchen will. Ich habe es zum zweiten Male gefunden, und das ist mir wie eine Verheißung: ich werde es endlich wirklich und völlig finden und — festhalten."

Reininghaus hatte sich wieder gefunden. „Dichter," sagte er lauter und lebhafter als sonst, „sei kein Narr, mache nicht dich und erst recht nicht andere vernünftige Leute, wie deinen treuen Freund und väterlichen Beistand Bob Reininghaus, zu Phantasten, die das

Leben als die Suche nach einem Phantom auffassen und darüber vergessen, es zu — leben! Besieh dir's bei Licht, und die Sache mit dem Lachen ist eine reine Unmöglichkeit! Du hast nicht ein Atom von einem Anhaltspunkt. Nichts. Oder hat deine Seele, die auch so 'n Art ‚Triunf der Technik' zu sein scheint, vielleicht so etwas wie 'ne Magnetnadel, ist so eine Art Kompaß, nach dem du sicher durch die ganze Welt einem einzigen Lachen nachsegelst? — Und weiter! Gesetzt, du fändest es, dies verlorene Lachen: was fändest du wohl sonst noch? Ich meine den Menschen, der sozusagen die Attrappe, das unerläßliche Um und Bei zu diesem Lachen bildet? Im allerbesten Falle vielleicht eine Frau, die dir in der Tat etwas hätte bedeuten können, die möglicherweise aber schon einem anderen gehört, und es kommt nachträglich zu dem vierbändigen Roman, der aber nun schwerlich ein gutes Ende nehmen kann."

Evers lachte, ein herzliches, befreiendes Lachen. „Lieber Getreuer!" sagte er voll fröhlicher Ironie. „Dir mache ich keinen Vorwurf, wenn ich nach der Strandung die Scherben meines Lebens, das an der Sehnsucht nach einem Lachen zerbrach, auffsammeln muß. Aber sei ohne Sorge! Ich bin weniger verrannt und weniger auf Romantik erpicht, als du denkst. Denn für mich ist keine Romantik und keine Phantastik in der Sache, sondern es ist alles natürlich und folgerichtig. Das einzige, was ich mir vornehme, ist ein fortwährendes Bewußtsein, jeder Spur, die ich finden sollte, sofort zu folgen. Dazu bin ich entschlossen. Was weiter kommt, wird sich ergeben. Das Leben, davon darfst du getrost überzeugt sein, ist auf der einen Seite viel, viel einfacher als es erscheint, und auf der anderen Seite liegt in seinen scheinbar nüchternen Dingen eine tiefe Mystik,

an der unser rätselnder Verstand zerbrechen würde, wenn wir nicht jenes feine und verläßliche Ahnungsgefühl der Seele, jenen Instinkt des Verstehens, der jenseits aller Vernunft steht, besäßen. Dieser Instinkt ist es, dem wir am meisten folgen — in unseren besten und unseren erbärmlichsten Augenblicken gewiß."

„Stopp, Doktor!" sagte Reininghaus, der stehen blieb. „Sogar stopp in doppelter Hinsicht — du siehst, ich kann auch in zweierlei Sinn reden und bin nicht ganz so unbegabt! — Nämlich erstens: stopp im räumlichen physischen Sinne, denn du rennst bereits an deiner eigenen Wohnung vorbei! Und zweitens: stopp mit deinen galoppierenden Gedanken, die mir mein armes bißchen Hirn, das ich, so gut ich kann, immer schön in Ordnung halte, total kraus machen!"

Evers war lachend stehen geblieben und hörte Reininghaus weiter zu.

„Zu helfen ist dir nicht. So nimm meine väterlichen Wünsche, die dir die Rettung aus deiner Verblendung erflehen! Hoffentlich gibt dir das Leben, das nach deiner Ansicht da einfach zu sein scheint, wo ich es sehr verwickelt finde, und da verwunderlich und seltsam, wo mir alles eben, glatt und gemütlich vorkommt — na, hoffentlich gibt dir dieses Leben selber die beste Lehre, indem du nämlich in der seelenvollen Lacherin eine kleine dumme Kröte oder sonst eine heiratsmäßige Unmöglichkeit findest. Ich gestatte mir, an allem zu zweifeln, und muß es ja leider allerdings dafür dir überlassen, an alles zu glauben! Also — suche das verlorene Lachen, wie und wo du willst, und erzähle mir — das bitte ich mir aus — nachher den Roman von vier Bänden, auf dessen Mitteilung ich ja leider heute vergeblich gehofft hatte, ganz einfach, weil er sich noch gar nicht ereignet hat."

„Vielleicht wird es nur eine Novelle, Bob, oder nur eine Anekdote. Wer leben wird, wird sehen!“ antwortete Evers launig.

Als er aber die Treppen zu seiner Wohnung hinaufstieg, wich der Ausdruck der Laune. Wer leben wird, wird sehen — ging es ihm durch den Sinn. Ja, war er dessen gewiß, daß das verlorene Lachen noch lebte?

3.

Es war ein sehr merkwürdiges halbes Jahr, das Doktor Wolfgang Evers verlebte.

Nie hatte er mit einem Worte das verlorene Lachen erwähnt, seit jener Nacht, in der er mit Bob Reininghaus darüber gesprochen hatte. Auch Bob hatte nie wieder von der Sache angefangen — er verstand, daß sie für ein oberflächliches Berühren zu tief lag; und anderseits war weder er noch Evers ein Mann, der ohne Notwendigkeit Saiten des Innenlebens berührt. Diese seelische Feinheit in Bobs Wesen liebte Evers sehr, aber dennoch stand er ihm nicht — so wenig wie irgend jemand sonst — nahe genug, als daß nicht seine Sehnsucht nach einem Menschen, der ihn wirklich in jeder Hinsicht befriedigte, immer brennender wuchs, je schweigender und dauernder er sie trug.

Es gab Tage genug, an denen er sich selbst die Unmöglichkeit seiner Hoffnung und seines Glaubens an das verlorene Lachen klarzumachen versuchte. Dann erwachte der Wunsch nach Vergessen und Betäubung, und er stürzte sich in eine ununterbrochene Kette von Zerstreuungen. So wechselten für ihn Einsiedlerleben und Weltgetriebe, und er wurde nur immer ruheloser.

Er plante Reisen und unterließ sie wieder in der törichten und eigentlich durch nichts begründeten Furcht, mit dem Fortgang aus Berlin die letzte Möglichkeit des

Auffindens einer Spur aufzugeben. War er früher empfindlich gewesen gegen die Beredtheit des Wortlosen, wie er es nannte, so wuchs diese Empfindlichkeit jetzt bis zur Schmerzhaftigkeit. Unschönes Lachen quälte ihn geradezu, und als er anderseits einmal ein Kind, ein kleines, vierjähriges Mädchen, auf der Straße lachen hörte, ein holdes, spaßhaftes Kinderlachen, schnitt es geradezu in ihn hinein, und all seine Sehnsucht brannte schmerzend auf.

Er versuchte, sich über sich selbst lustig zu machen, nahm seine Sehnsucht ironisch und — kam davon zurück, weil es ihm eine Unerträglichkeit war. Hätte er sich nicht mit einer Selbstbeherrschung, die im Grunde nichts als Notwehr war, in eingehende kunstgeschichtliche Studien versenkt, er wäre schwerlich auf halbwegs erträgliche Art über diesen sonderbaren Winter, über seine nur halb eingestandene hilflose Suche im Leeren fortgekommen.

Jetzt endlich — der Frühling begann — hatte er zum letzten Gewaltmittel gegriffen: er wollte fort. Seine Studien, denen er seit den letzten Wochen eine erträgliche Gemütsverfassung verdankte, weil er sich mehr und mehr wirklich tief von ihnen hatte fesseln lassen, hatten den schon lange bestehenden Wunsch, auf einige Zeit in sein geliebtes Florenz zurückzukehren, zum Entschluß gereift. Alles war geregelt. In ein paar Tagen würde er Berlin verlassen und unter neuen Eindrücken auf den Spuren großer Zeit versuchen, sich selbst wiederzufinden.

Einer jener blauen Vorfrühlingstage vergoldete das steinerne Berlin und hing über die grauen Fassaden am Eingang der Leipziger Straße eine flimmernde Helle.

Wertheim begann Frühlingshüte auszustellen, und

die ganze Welt schien Wolfgang so sehr eine einzige große, alles durchdringende Lebensbejahung zu enthalten, daß er mit einem Frohsinn und einer Frische, wie er sie seit langem nicht gekannt hatte, seinen Einkäufen nachging.

Plötzlich fiel ihm eine Telephonbestellung ein, die er unverzüglich auszurichten wünschte. Er war einer Verabredung leid und wollte sie rückgängig machen.

Er ging in die sogenannte Beschwerdestelle im Wertheimschen Warenhause, jenen kleinen, vornehm vorzimmerartig gehaltenen Raum mit den Fernsprechzellen.

Er gab Amt und Nummer an, opferte vorgeschriebenermaßen seinen Nickel und wartete nun, den Hörer am Ohr, mit jener unduldsamen Eilfertigkeit, die einem modernen Großstädter am Telephon sozusagen selbstverständlich ist.

Aus der Nebenzelle hörte er eine Frau ungebührlich laut in den Apparat hineinsprechen. Am Ohr summte und surrte ihm jene wunderlich undeutliche Geräuschwelle aus den Drähten. Er drehte noch einmal an der Kurbel und horchte noch schärfer in den Hörer hinein. Das Gesumme hielt an, aber jetzt gab es jenes sonderbare matte Aufklingen der fernen Verbindungskurbel.

Was war das?!

Was — was hatte er gehört?

Lachen!

Frauenlachen war an sein Ohr gedrungen und — ihm zugleich bis in die tiefste Seele. Es gab nur ein Lachen wie dieses in der Welt — es war das verlorene Lachen gewesen.

Er war noch ganz betäubt von der Wunderlichkeit dessen, was sich ereignet hatte, als er jene Stimme, deren Lachen ihn so tief betroffen hatte, nun durch den

Apparat hindurch auch sprechen hörte. Zuerst vernahm er nicht die Worte, sondern nur den Ton — ein weicher, ein wenig verschleierter Alt. Wolfgang war, als höre er noch etwas wie einen Abglanz des Lachens hindurch. Dann unterschied er auch die Worte.

„Hier Doktor Richter; wer dort?“

Nüchterne, sinnlos erscheinende Worte — Telephonworte!

„Wer dort?“ wiederholte Wolfgang aufgeregt in den Apparat hinein, mit einer Stimme, die die Erregung ganz verändert hatte.

„Hier Doktor Richter,“ sagte die Stimme mit merkbarem Bemühen, gedämpft und doch deutlich zu sprechen. Wolfgang besaß nur einen Sinn in diesem Augenblick: alle seine Sinneskraft strömte in sein Gehör. Er hörte, hörte, er trank die Stimme in sich hinein.

„Wollen Sie Herrn Doktor Richter sprechen?“ begann die Stimme wieder.

„Nein,“ antwortete Wolfgang instinktiv. „Weinbauer, Motzstraße.“

„Dann sind Sie falsch verbunden.“

Die Fernkurbel klang undeutlich, und Wolfgang hörte nichts mehr als jenen verschwommenen summenden Strom aus den Drähten.

Einen Augenblick lang stand Wolfgang wie ein Betäubter. Als erwache er aus einem Traum, so war ihm. Jenes entsetzliche, schreckhafte Erwachen, weil man uns im Augenblick der Erfüllung ein lang und tief Ersehntes entriß. Ohne zu wissen, was er tat, hing er den Hörer an.

Ting-kling, machte der Apparat, und dies leise kleine Abläutezeichen gab Wolfgang die Besinnung wieder.

Er schlug die Kurbel herum und riß den Hörer von

neuem ans Ohr. Dann fragte er, als er dasselbe Amt wieder am Apparat wußte: „Ich verlangte Sechs-neunundzwanzig-zweiundfünfzig, Weinbauer Motzstraße; ich wurde aber statt dessen mit einem Doktor Richter verbunden. Bitte, welche Nummer war das?"

„Ich verbinde Sie jetzt mit Sechs-neunundzwanzig-zweiundfünfzig," antwortete die monotone Stimme der Telephonistin aus dem Apparat.

„Nein!" schrie Wolfgang in den Apparat hinein. „Das will ich nicht! Ich will wissen, mit welchem Doktor Richter ich verbunden war!"

„Mit welcher Nummer wollen Sie verbunden werden?"

„Gar nicht verbunden will ich werden! Ich möchte die Nummer kennen lernen, mit der Sie mich irrtümlich verbunden hatten — Doktor Richter —"

„Es muß Doktor Richter, Augenarzt, Gentiner Straße, Telephonnummer Sechs-neunundzwanzig-dreiundfünfzig gewesen sein."

„Ich danke sehr. Bitte, noch einen Augenblick. Also Doktor Richter, Gentiner Straße, Telephon Sechs-neunundzwanzig-dreiundfünfzig?"

„Ja, ja."

„Ich danke Ihnen."

Wieder klang die Kurbel an, und als Wolfgang den Hörer wieder anhing, erschien ihm das Abläutezeichen wie Musik.

Er mußte sich erst besinnen, wo er war.

Dann war, als er aus der Zelle herauskam, sein erstes der Griff nach dem dicken Telephonadreßbuch. Knisternd flatterten die Seiten. Dann fand er es: Doktor Richter, Gentiner Straße 56, Spezialist für Augenkrankheiten; Sprechstunden 9 bis 10, 3 bis 4 Uhr.

Es bereitete Wolfgang eine kleine Genugtuung, zu sehen, daß im Telephonadreßbuch unter den Adressen des Namens Richter nicht weniger als allein fünfzehn Ärzte angegeben waren.

Wolfgang riß seine Uhr heraus. Es galt Eile, wenn er noch vor vier in der Gentiner Straße sein wollte.

Erst als die Autodroschke ihn mit sausender Schnelligkeit durch die Potsdamer Straße trug, kam Wolfgang so etwas wie ein Bewußtsein seines Handelns und Vorhabens. Aber nichts als ein unbeschreiblich frohes Lächeln hatte er sich selber zur Antwort: es gab nichts zu überlegen und zu erwägen für ihn, er hatte eine Spur, und er folgte ihr.

Das Nächste waren Vorgänge, so nüchtern und leer, so unbeschreiblich belanglos, daß sie Wolfgang sozusagen empörten. Mit diesem Gefühl des Betrogenseins, der Empörung über die Inhaltlosigkeit des Geschehens stand er nun in Doktor Richters Sprechzimmer und mußte in einer Art ironischen Ingrimms Fragen beantworten, Vorschlägen folgen, die doch nur töricht erschienen, weil seine eigene Torheit sie herausgefordert hatte.

Wolfgang war gerade vor Schluß der Sprechstunde im Hause des Augenarztes angelangt, ein Dienstbote hatte ihm geöffnet und ihn ins Wartezimmer geführt, und Doktor Richter war, da Wolfgang Dringlichkeit vorgegeben hatte, noch für ihn zu sprechen gewesen. Ein älterer, etwas gewöhnlich aussehender Herr hatte ihn ins Sprechzimmer gebeten, und nun befand sich Wolfgang, ohne daß er beinahe selbst wußte, wie, in einer Lage, die ihn geradezu fratzenhaft berührte.

„Nun,“ sagte der Arzt jetzt, „ich kann mir nur vorstellen, daß einerseits das Leiden ein rein nervöses ist, oder —“

Dies „oder“ schien ewig unausgesprochen bleiben zu sollen.

Endlich fuhr der Arzt mit einem Anflug von Ironie fort: „Ein Fall, ohne Zweifel, dessen Einfachheit seine Schwierigkeit ausmacht. Sie konnten also die kleinste Schrift auf der Tabelle ohne Mühe lesen?“

„Ja,“ sagte Wolfgang grimmig.

„Aber Sie behaupten, zuweilen Stechen, besonders im linken Auge zu empfinden?“

„Ja, besonders im linken Auge,“ log Wolfgang mit einer Ruhe, die ihm selbst als bedenkliches Anzeichen eines bedeutenden Talents zum Lügen erschien.

„Ich kann nur wiederholen, was ich schon sagte,“ fing der Arzt wieder an. „Irgend eine Behandlung der Augen ist zwecklos, solange nicht bestimmtere Symptome vorhanden sind. Aber —“ und nun folgte eine Reihe von Vorschlägen, die sich auf allgemeine Gesundheits-, besonders Nervenpflege bezogen, denen Wolfgang aber kein Gehör lieh.

Während er den aufmerksamen Lauscher heuchelte, dachte er in einem fort: Was soll ich jetzt tun? Was tue ich jetzt?

„Das einzige, wie gesagt,“ schloß nun Doktor Richter, indem er sich von seinem Schreibtischstuhl erhob, zum Zeichen, daß er die Untersuchung als beendet betrachte, „das einzige wäre, wenn Sie sich nach Verlauf von vier oder acht Wochen — oder einem Vierteljahr, Eile ist vorläufig nicht geboten — einmal wieder herbemühen möchten. Vielleicht, daß sich dann eher eine Handhabe finden ließe.“

„Zeit! — Zeit! jetzt Zeit!“ So trommelten die Gedanken in Wolfgangs Hirn. Mit Zuvorkommenheit verabschiedete er sich von dem Arzt, um in der Nähe der Tür mit gut gespielter Überraschung vor einer

kleinen Landschaftsphotographie stehen zu bleiben. „Welch ausgezeichnete Ansicht von Edinburgh!“ sagte er mit Interesse. „Sie kennen Edinburgh, Herr Doktor?“

Der Arzt musterte den Patienten erstaunt. „Ich war früher einmal dort,“ sagte er kurz.

„Eine besonders gute Aufnahme!“ bekräftigte Wolfgang mit Wärme. „Nicht so das Übliche der Ansichten, die man alle bereits am zweiten Tage auswendig weiß, weil auf jeder von ihnen das Kastell aussieht wie ein Geburtstagskuchen.“

Der Arzt war ganz schweigende Mißbilligung. Ein Mensch, der über eine Photographie zu schwatzen anfing, nachdem man bereits eine Viertelstunde für ihn geopfert hatte!

„Dies ist wirklich etwas ganz anderes,“ fuhr Wolfgang fort mit jener harmlosen Beharrlichkeit, die mitunter Kindern eigen ist, die man zum Fortgehen stets erst auffordern muß. „Diese Photographie gibt viel wieder von jener unbeschreiblichen Stimmung, man kann fast sagen, von jener lyrischen Dramatik, die über Edinburgh liegt. Haben Sie Edinburgh im Herbstnebel gesehen, Herr Doktor?“ schloß Wolfgang, während er dachte: „Lieber Himmel, jetzt schleife ich ihn in Edinburgh herum, und das wenigste, was ich hätte tun können, wäre gewesen, das Gespräch auf Kommerzienrat Busch zu bringen.“

Und mit Schrecken ward ihm bewußt, daß Edinburgh im Herbstnebel und die Donnerstagsempfänge bei Kommerzienrat Busch recht weit auseinanderliegende Dinge seien.

„Ja — ja,“ wiederholte der Arzt mit einer geradezu bedrohlichen Gleichgültigkeit, „ich war früher einmal in Edinburgh und —“

Während dieser Worte hatte sich die Tür, neben der

Wolfgang stand, geöffnet. „O — Verzeihung!“ sagte eine Stimme, und die Tür schloß sich wieder.

Das Ganze war so bedeutungslos, wie ein solcher Vorgang nur sein kann. Für Wolfgang hatte aber sozusagen die Welt in ihren Angeln geschwankt. Die Stimme war es gewesen, die er gehört hatte, die Stimme des verlorenen Lachens.

Der Bruchteil eines Augenblicks war dennoch lang genug gewesen, Wolfgang erkennen zu lassen, daß die Sprecherin eine schlanke, dunkelgekleidete Erscheinung gewesen war, und von ihrem Gesicht war ihm der Eindruck geblieben, daß es blaß, ernst und viel weniger jugendlich, als er erwartet haben würde, sei, und daß graue, besonders lebensvoll und fesselnd erscheinende Augen darin lebten. Waren sie nicht hell und klar gewesen, aber mit dunklen Wimpern und unter schönen dunklen, edel und eindringlich gezeichneten Brauen?

„Ich komme sofort, Josephine,“ hörte Wolfgang wie im Traume Doktor Richter sagen.

Mit plötzlicher Hast verabschiedete er sich jetzt von dem Arzt. Aber als er über den Flur der Ausgangstür zuschritt, fand er nichts mehr von der Gestalt, die alle seine Sinne suchten.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend dieses Tages geschah viererlei.

Doktor Richter, Augenarzt in der Gentiner Straße, sagte zu einer Dame, die er mit „Josephine“ anredete: „Ich habe heute einen unleidlichen Patienten gehabt.“

Doktor Wolfgang Evers mietete ein möbliertes Zimmer in einer Familienpension, die im dritten Stock des Hauses Gentiner Straße 56 lag. Er mietete es auf vorläufig einen Monat, war von einer Unbestimmtheit in bezug auf die Dauer seines Bleibens und von

einer Gleichgültigkeit gegen den Preis des Zimmers, daß die Inhaberin der Pension, eine sehr würdige Dame, tief bedauerte, nicht vierzig statt zwanzig Mark aufgeschlagen zu haben.

Doktor Felix Weinbauer in der Motzstraße sagte in großer Verstimmung irgend etwas sehr wenig Schmeichelhaftes über seinen Freund Evers, der ihn vergeblich hatte warten lassen.

In einem der Telephonämter der Stadt Berlin aber wurde ein großer Strauß von Rosen, herrlichen Lafranceroſen, von einem der ersten Blumenbindergeschäfte abgegeben — ein Strauß, an dem das Merkwürdige die Adresse war, die etwa lautete: „An jene Telephondame, die heute mittag kurz vor vier Uhr die Nummer 62,952 mit dem Anschluß 62,953 verwechselte.“ Ein Absender war nicht angegeben.

Die Telephonistin, die von nun an die Bezeichnung „Nummer 62,952“ von ihren Kolleginnen erdulden mußte, sagte mit Überzeugung: „Der Mensch muß verrückt sein!“

In Summa: es gab am Abend dieses Tages vier sehr unterschiedliche Menschen, die über einen und denselben Mann aus sehr unterschiedlichen Gründen einer und derselben Meinung waren: daß er entweder verrückt oder unleidlich oder beides sei.

4.

„Evers! Mensch! Mann! Dichter!“ stieß Bob Reininghaus hervor. „Bist du es oder ist es dein Geist?“

„Es ist zwölf Uhr mittags, es ist, wie ich feststelle, höchst profanerweise an der Bendlerbrücke in Berlin, es ist, wie ich aus diesen Umständen schließe, also nicht mein Geist, sondern ich bin's selbst!“ gab Wolfgang lachend zur Antwort.

Bob hatte ihn diese Worte reden lassen, ohne dazwischenzufahren, einfach weil ihm der Mund vor Staunen offen geblieben war.

„Evers, Mensch, ich denke, du bist seit vier Wochen in Florenz! Ich gehe oft genug an deiner Wohnung in Wilmersdorf vorbei, sehe, daß die Fenstervorhänge zugezogen sind, und wähne dich dort, wo die Zitronen oder dergleichen glühn! Und du stehst jetzt hier!" Dieses letzte Wort ließ sich an wie ein Gummiband, es wurde immer länger, wenn man noch so überzeugt war, nun sei es zu Ende.

Wolfgang lachte. „Erstens kommt's anders, zweitens als man denkt!" antwortete er lustig.

„Ja, Mann," beharrte Bob, „bist du denn Detektiv? Oder was sonst, wenn ich fragen darf? Man hat doch nicht eine Wohnung von drei Zimmern, wenn man nicht darin wohnt, und man sagt doch nicht zu seinen besten Freunden, man geht nach Italien, wenn man gar nicht hingeht!"

„Als ich sagte, ich ginge nach Italien, beabsichtigte ich, es zu tun," antwortete Wolfgang. — „Aber komm," fuhr er fort, den Weg am Schöneberger Ufer einschlagend, „hast du Zeit, dann laß dir erklären, wie die Sache ist."

Da zeigte Bob Reininghaus sich wieder in seiner eigensten Liebenswertheit. Er blieb stehen und sagte mit freundlicher Bestimmtheit: „Erzähl nur los, Dichter; aber sei überzeugt, du brauchst keinen Ton von Erklärungen zu sagen, wenn du etwa nicht magst. Eine neugierige alte Frau bin ich nicht, und ich kann mich auch freuen, dich zu sehen und zu sprechen, wenn ich auch nicht weiß, woher und wieso und warum ich plötzlich das Vergnügen habe."

„Schon gut, Bob," gab Evers warm zur Antwort.

„Ich weiß, du bist ebenso bange, andere Leute zu Indiskretionen zu veranlassen, wie sie selbst zu begehen. — Aber du bist ja nun mal mein Beichtiger in der Sache, und wenn ich davon wieder anfange, so ist's allerdings nicht gerade aus Beichtbedürfnis, sondern eher aus dem Triumphgefühl heraus, dir beweisen zu können, daß ich nicht ganz so hirnverbrannt bin, als du denkst."

Bob war aufmerksam geworden. Er sah den Freund aufrichtig überrascht an. „Das Lachen?" fragte er.

Wolfgang nickte. Es war ihm selbst wohltuend, jetzt endlich wieder einmal über das zu sprechen, was ihn so tief beschäftigte, und was er doch mit niemand sonst teilte. So kam ihm dies Zusammentreffen, das eine Erklärung, wenn nicht notwendig, so doch sehr naheliegend machte, erwünschter, als er selbst erwartet haben würde.

So erzählte Wolfgang denn jetzt knapp, aber lebendig, was sich in der Sache des verlorenen Lachens ereignet hatte, und Bob hörte zu, fast ohne ein Wort dazwischenzusagen.

„Also!" machte er endlich, als Wolfgang ihm von seiner neuen Wohnung in der Gentiner Straße erzählte. „Das ist es! Du toggenburgerst in einer simplen Familienpension herum, während wir dich auf klassischen Pfaden, auf den Spuren großer Zeiten wähnen! Dichter, so etwas tust du? — Aber weiter. Du bist vier Wochen da, du wirst ‚Josephine' inzwischen gesehen oder doch zum mindesten über sie gehört haben, wenn du so lange in einem Hause mit ihr wohnst. Ist sie die Frau dieses Doktor Richter?"

„Scheinbar nicht," antwortete Wolfgang. „Aber laß dir nach der Reihe erzählen!"

„Ja, nach der Reihe!" bekräftigte Bob ironisch. „Es muß in Detektivgeschichten immer nach der Reihe gehen."

„Als ich das Zimmer in der Pension Röding mietete, war's mehr im Impuls als in der Überlegung; aber ich sagte mir dann natürlich gleich, daß ich deswegen nicht weniger frei sei und nach Florenz noch immer gehen könne, wenn meine Spur sich als falsch oder als — nicht der Mühe wert erweisen sollte."

Bob zog die Luft kurz und hörbar durch die geöffneten Lippen ein. „Phht!" machte er. „Also doch eine — Anekdote, Evers?"

„Meinst du?" fragte Wolfgang lächelnd. „Es mag immerhin noch sein. Anekdoten kann man ja erzählen, wenn man der Pointe noch nicht ganz sicher ist, aber ein Roman, dessen Ausgang man noch nicht weiß? Na, also. — Du mußt wissen, daß das erste Gefühl, das mich beherrschte, nachdem ich jenen allzu flüchtigen Eindruck bekommen hatte, eigentlich nicht der Wunsch war, nun zunächst zu wissen, wer sie sei, sondern vielmehr das Verlangen, sie besser, deutlicher zu sehen. Und darauf habe ich, nachdem ich dort eingezogen war, fast eine Woche warten müssen. Da endlich kam ich einmal mittags zugleich mit ihr und dem Doktor nach Hause."

„Enttäuschung?" fragte Bob, ohne allen Spott, ehrlich, leise. „Nicht jung und nicht hübsch?"

„Sie ist weder das eine noch das andere, aber sie ist noch viel weniger das Gegenteil des einen oder des anderen," antwortete Wolfgang.

„Orakle das noch einmal!" verlangte Bob, über dessen Gesicht, sobald er die Gewißheit empfand, daß es sich um eine offenbare Enttäuschung nicht handle, schon wieder helle Spottlust flackerte.

„Ich ging hinter den beiden," sagte Wolfgang, „und ich sah sie sehr deutlich. Ich glaube, Bob, nicht das allergenaueste Eintreffen meiner Vermutungen über ihre Person hätte mich so erstaunen, geschweige so fesseln können als das, was ich fand: sie weder erfüllt noch widerlegt zu finden. Sie ist, wie's scheint, nicht jung, oder besser, sie ist es nicht im gewöhnlichen Sinne; dem eigentlichen Aussehen nach könnte sie so gut zwanzig wie dreißig Jahre sein. Es scheint belanglos, denn alles Helle, du weißt, all das Ungelebte — das ist nicht mehr auf ihrem Gesicht. In den Zügen ist es von großem Reiz und wundervoll jung, aber der Ausdruck —"

„Sie hat den Roman in vier Bänden, den du nicht hast, alter Junge," sagte Bob ironisch. „Wäre nicht mein Fall!"

„Ich könnte statt dessen mit vier Romanen in einem Band aufwarten," gab Wolfgang gut gelaunt zurück. Dann fuhr er ernster fort: „Sie ist auch nicht hübsch. Irgend etwas ist an ihr, das zu gut ist für diesen Ausdruck. Sie gehört zu den Frauen, Bob, die schwerlich viele Bewunderer finden, weil sie zu gut dafür sind, die aber einzelne Männer tiefer hinreißen als viele, viele Frauen, die ihnen an Schönheit weit überlegen sind."

„Sooo!" machte Bob. „Wie Figura zeigt."

Wolfgang fuhr, ohne auf diesen Einwurf zu achten, fort: „Ich hörte sie mit dem Doktor sprechen und hörte, daß sie sich gegenseitig ‚du' und bei den Vornamen nannten."

„Mann und Frau!" bestimmte Bob. „Schade, daß sie ihren vierbändigen Roman mit so einem —"

Wolfgang lachte auf. „Falsch, du Heide!" sagte er vergnügt. „Ich hörte von ihr: ‚Ja, Rudolf, ich habe das damals meinem Manne geschrieben' sagen."

„Ist das besser?“ beharrte Bob. „Ein Mann also doch, und noch ein ‚damals‘ dazu! Du solltest wissen, daß bei einer Frau ein ‚damals‘ immer zwischen zwei Gedankenstrichen steht. — Übrigens,“ fuhr er ernster fort, „weißt du denn gar nicht, wie sie heißt, und in welchem Verhältnis sie zu dem Doktor Richter steht?“

„Ich habe — das ist das einzige, was ich in all der Zeit erreicht habe — vor vier Tagen zufällig gehört, daß sie Schneidecke heißt.“

„Schneidecke!“ rief Bob. „Josephine Schneidecke! Erlaube, das ist ja gar kein Name! Klingt ja greulich! Gib's nur zu, Dichter, wenn nichts sonst — dieser Name muß ein Stoß für dich gewesen sein.“

Wolfgang lachte. „Ja,“ gab er zu, „es geht mir wie dir, ich finde, es paßt nicht zum verlorenen Lachen. Darin war eine Silbernheit und ein Rhythmus von anderer Art als —“

„Erlaube mal, du Sherlock Holmes,“ forschte Bob lebhaft, „bist du deiner Sache überhaupt sicher? Ich meine, hast du eigentlich irgend einen Beweis? Dresden? Kommerzienrat Busch? Oder hast du sie wenigstens in Person einmal lachen hören?“

„Nein,“ gestand Wolfgang.

„Na — und dann glaubst du doch noch?“

„Es ist merkwürdig,“ begann Wolfgang. „Wenn ich an mein Gefühl an dem Tag des Telephongesprächs und der Untersuchung bei Doktor Richter denke, so war es eine so unerschütterliche Gewißheit, war der flüchtige Eindruck, den ich von ihr hatte, so fesselnd, daß ich mich sozusagen am Ziele glaubte. Dies ganze, seltsame Zusammentreffen, daß ich das verlorene Lachen noch einmal hörte, ohne es zu sehen, und daß ich trotzdem auf seine Spur geriet — das alles schien mir zu wundervoll für einen bloßen, blöden Zufall,

und ich hielt meinen Glauben an die Sache bereits für herrlich belohnt. Was dann kam, war nicht eine Enttäuschung — nichts weniger als das! Und doch — ich bin seit Tagen daran und darauf, vor dem Ende dieser Sache einfach davonzulaufen. Vorläufig mußte mich die Frage, ob die Frau frei oder nicht frei sei, gleichgültig lassen, solange ich nicht das bestimmte Gefühl hatte, daß sie mir wirklich etwas bedeuten könne. Und das eben ist es, worüber ich nicht ins reine komme. Ich habe sie in den vier Wochen vielleicht fünf- oder sechsmal gesehen, nicht öfter. Immer aufs neue nahm mich dann die Anmut ihres Wesens gefangen — glaube mir, Bob, wenn sie auch zehnmal Schneidecke heißt. In ihrem Wesen ist nichts, was diesem Namen entspricht, er paßt nicht zu ihr, so wenig wie zu ihrem Lachen. Aber das ist es ja — ich habe sie niemals lachen hören, und schlimmer als das — sie sieht nicht aus, als ob sie viel lache. Aber ich kann nicht fort, es läßt mich nicht los! Manchmal denke ich, ich kenne sie schon lebenslang, obwohl das töricht ist, denn ich kenne sie nicht. Vielleicht narrt mich eine Ähnlichkeit, von der ich aber auch nicht weiß, auf wessen Kosten sie sein könne. So oder so, ganz gleich — es ist irgend etwas, und ich brauche sie nur gesehen zu haben, dann packt mich, allen Widersprüchen zum Trotz, fast so etwas wie Gewißheit —"

„Evers," sagte Bob ernst, „verlier dich nicht! Hab doch ein klein wenig Mut und einen Tropfen kaltes Blut! Dann mußt du dir doch jetzt sagen, daß die ganze Sache total haltlos ist. Wirklich, ich begreife dich nicht! Ein scharmantes Abenteuer mit einer schönen Frau, das da abbricht, wo es eigentlich erst anfangen würde — das hätte ich von dir verstanden; oder eine wirkliche Liebessache mit einem Mädchen

wie dem, von dem du so ein wenig geträumt hast. Aber diese Sache, die so abscheulich nüchtern und langweilig ist! Siehst du das denn nicht ein? Frau Josephine Schneidecke, im besten Falle Hausdame, Schwester oder so was von einem Augendoktor in der Gentiner Straße!— Evers, Mensch, wenn man dir das hätte voraussagen können, du hättest jeden ausgelacht, der von dir erwartet hätte, du würdest so etwas noch ernst nehmen! Pack deine Sachen zusammen und geh nach Florenz!"

Wolfgang antwortete nicht. Es gab eine Pause. Endlich begann er wieder: „Denkst du denn, Bob, ich habe mir solche Reden nicht schon selber gehalten?"

„Warum befolgst du sie dann nicht?" gab Bob fast ärgerlich zurück.

„Ja, warum —"

Das war ein Ton, der Bob überrascht aufsehen machte.

„Ja, warum?" wiederholte nun auch er.

Dann gab es wieder eine kurze Pause, in der sozusagen diese Frage immer noch nachklang.

„Kurz, Evers, sei gescheit!" zerriß Bob jetzt das Schweigen. „Morgen fährst du ab, und heute sieh dir noch einmal an, wie viele schöne Frauen es in Berlin gibt. Heute ist übrigens Donnerstagabend bei Busch."

„Das ist es bei anderen Leuten auch," antwortete Evers spöttisch. — „Dank dir für all deine Mühe," setzte er freundlich hinzu. „Ich wollte selbst, sie hätte besseren Erfolg."

„Also dann — wie schon einmal — meine besten Wünsche, oder richtiger wohl: meine aufrichtige Teilnahme. Frau Busch werde ich fragen, ob sie das Vergnügen hat, Frau Josephine Schneidecke zu kennen. Ich freue mich schon auf ihr Gesicht."

„Flirte nicht zu viel mit der kleinen Mövies!“ riet Wolfgang wohlwollend.

„Ach die!“ lachte Bob. „Die ist schon die drittverflossene, Evers. Ich habe weniger Geduld als du, du Ritter Toggenburg von der Frau mit dem Feldwebelnamen!“

Dann gingen sie auseinander, einer den anderen seinem Kopfschütteln überlassend.

## 5.

„Diese Welt ist die langweiligste und unvollkommenste, die denkbar ist,“ dachte Wolfgang Evers, als er ein paar Tage später die Treppen zu seiner Wohnung in der Gentiner Straße hinaufstieg. „Dieses Haus brennt weder ab, noch stürzt es ein; Josephine wird weder im Haus noch auf der Straße überfallen — ja, das wenigste, was man vom Schicksal verlangen könnte, scheint bereits zu viel: sie verliert nicht einmal auf der Treppe etwas, das man ihr nachbringen könnte.“

Vor der Tür zur Rödingschen Wohnung stand wartend ein sehr eleganter junger Mann, der, sobald er Wolfgangs ansichtig wurde, den Hut zog und höflich mit einer etwas schnarrenden Stimme fragte: „Verzeihung, vielleicht können Sie mir sagen, ob Frau Nina Keller in diesem Hause wohnt?“

Wolfgang wollte schon ablehnend antworten, jedoch Frau Röding, die würdige Dame, die Wolfgang deshalb stets ein bißchen scheel ansah, weil sie das Gefühl nicht verwinden konnte, durch ihn um zwanzig Mark ärmer zu sein — diese würdige Frau Röding hatte inzwischen die Tür von innen geöffnet, und Wolfgang hörte sie sagen: „Sie suchen Frau Nina Keller? Ja, meinen Sie vielleicht Frau Josephine Schneidecke? Der

Postbote sagt nämlich, daß sie eigentlich Frau Keller heißt, das heißt, eigentlich heißt sie Frau Schneidecke, aber sie soll ja vor kurzem geschieden sein, und seitdem heißt sie nun wohl wieder Keller, wie das wohl früher der Fall war."

Der Elegante wurde sehr steif. „Ich suche Frau Nina Keller," sagte er mit einer eisigen Würde, als habe man eine Obstverkäuferin etwa statt der Königin von England für die Dame angesehen, die er suche. Er lüftete seinen Zylinder mit der sichtlichen Miene, dies tue er nur um seiner selbst und nicht um so plebejischer Leute willen, und wandte sich zum Gehen.

„Ja — ja!" rief Frau Röding ihrerseits aufs tiefste beleidigt hinter ihm her. „Frau Schneidecke, das sage ich ja! Die wohnt bei Doktor Richter unten."

Wolfgang, der nun eintrat, hemmte ihre Worte für den Bruchteil eines Augenblicks.

Kaum aber war er innerhalb der Tür, als Frau Röding, zu ihm gewandt, mit einer ungeheuer moralischen Würde begann: „Es ist doch zum mindesten merkwürdig, Herr Doktor. Bis vor zwei oder drei Wochen ist diese Dame — sie ist mit dem Doktor Richter verwandt und führt ihm wohl das Haus — Frau Schneidecke gewesen; und nun ist die Scheidung vollzogen, sagt der Postbote, hat das Mädchen gesagt, und sie ist mit einem Male Frau Keller. Das ist ihr Mädchenname, sagt der Postbote, hat das Mädchen gesagt."

„Das pflegt man in solchen Fällen zu tun," antwortete Wolfgang so höflich, wie er konnte, indem er sich Mühe gab, mit dem Ausdruck möglichsten Unbeteiligtseins in sein Zimmer hineinzugehen.

Frau Röding sah ihm mißbilligend nach und wiederholte im stillen jenes Urteil über ihn, das sie bereits am ersten Tage über ihn gefällt hatte. —

Als Wolfgang die Tür seines Zimmers hinter sich geschlossen wußte, blieb er stehen und tat einen ganz tiefen Atemzug. „Nina Keller!“ sagte er. „Nina Keller!“ — Und das ganze Zimmer schien ihm ein Widerhall — Nina Keller! Das war's! Das war derselbe Rhythmus, war jener Klang und Glanz, der in dem Lachen lag.

Und plötzlich durchzuckte ihn eine Erkenntnis — so jäh, so grell und doch so völlig vertraut.

„Nina Keller!“ jauchzte es in ihm. Ja, nun wußte er mit einem Male alles wieder und sah alles wieder vor sich.

Er war ein Junge, ein großer tolpatschiger Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren, in jenem unleidlichen Alter — du lieber Himmel, wie lange das schon her war!

Sommer war's und in einem großen Garten. Seine kleine Schwester gab eine Kindergesellschaft. Viele Buben und Mädchen hatte man eingeladen, und eine, eine ganz kleine, zierlich zarte, die hatte blondes Haar gehabt und hatte so viel gelacht. Und so viele bunte Spiele hatte es gegeben — zuletzt ein Wettlaufen. Und er, Wolfgang, hatte die großen Jungen unter sein Kommando genommen und ihnen gesagt, man müsse die Kleinen für sich laufen lassen und die Großen auch für sich. Die Kleinen zuerst. Die Großen zogen zwei Striche in den Sand des großen Spielplatzes unter den Kastanien, der eine Strich war der Start, und der andere sollte das Ziel sein. Wolfgang schickte die eine Hälfte der Großen nach unten, die sollte am Start aufpassen, und er mit der anderen Hälfte stand am Ziel und wollte achthaben, wer siegen würde. Dann kamen sie — die kleinen Mädel, zuerst wie eine große Wolke — dann lösten die vorderen sich — eine,

eine ihnen bald allen voran, sie flog wie ein Federlein oder wie ein Flöckchen — da!

Wolfgang fing sie auf.

„Nina Keller!“ schrie er, so laut und so tief er konnte. Seine Stimme war damals im Wechseln gewesen, und sie hatte zuweilen sehr, sehr tief geklungen.

„Nina Keller!“ brüllten die anderen Jungen am Ziel.

„Nina Keller!“ kam es dann auch von unten herauf, und die Startwächter trabten heran und wollten die Siegerin sehen.

„Nina Keller!“ riefen die Mädchen. „Nina Keller!“ sagten alle Kinder, tiefe und hohe Stimmen, laut und leise; der ganze Garten war voll von der Musik dieses einen Namens.

Wolfgang stand und hatte noch immer seinen Arm um das feine kleine Ding gelegt, als habe er teil an ihrem Sieg. Sie hatte blondes Haar, und in ihrem zarten Gesicht lebten graue Augen, helle graue Augen, die aus einem Grunde, der ihm nicht erinnerlich geblieben war, unbeschreiblich fesselnd und lebensvoll erschienen. Sie waren hell und klar, aber unter dunklen Wimpern und unter eindringlich gezeichneten edlen dunklen Brauen. —

Doktor Wolfgang Evers legte sich die Hände gegen seine Stirn. Wie das lebte! Alles das von damals! Wie das lebte! Daß er das hatte vergessen können! Aber nein, er hatte es ja nicht vergessen. Sein Hirn wohl, nicht sein Herz. Das hatte darauf geantwortet, immer wieder, wenn die feine silberige Spur jenes ersten frühen Erlebens sein Leben wieder gestreift hatte. Damals in Dresden zuerst. „Wieviel klüger das Herz ist als das Hirn!“ dachte er lächelnd.

Aber in dem großen Garten war das Wettrennen

weitergegangen. „Jetzt wir Großen!“ hatte Wolfgang gesagt. „Und alle Kleinen sollen am Start stehen, an jeder Seite vom Start eine Hälfte, und aufpassen. Nur Nina Keller, die soll am Ziel stehen und sehen, wer zuerst kommt.“

Dann hatten alle die großen Jungen in einer Reihe gestanden, und an den zwei Enden der Reihe wie zwei bunte Quasten je ein ganzes Flöckchen der Kleinen. Von drüben aber leuchtete Ninas weiße kleine Gestalt.

Jemand von den Kleinen hatte das schrecklich ehrenvolle Amt, zu zählen: Eins, zwei — drei!

Noch jetzt erinnerte Wolfgang sich des Gefühls, daß er damals gemeint habe, er hätte Flügel. So frei, so leicht, ein so sieghaftes Daherbrausen war das Laufen gewesen.

Er hielt genau vor dem Ziel inne, und Nina schien auch gar nicht gefürchtet zu haben, er würde über sie herrennen.

Sie streckte ihm ihre Arme hin, den Kopf in den Nacken biegend und über dem ganzen Gesicht ein namenloses Leuchten.

Und als seine und ihre Hände nun ineinander faßten, als zwänge ein Magnet sie zusammen — da hatte sie gelacht.

Dann hatte sie mit ihrer Stimme, die bei aller Kindlichkeit schon wundervoll zart und besonders in der dunklen Färbung voll merkwürdigen Klangreichtums gewesen war, seinen Namen gerufen.

„Wolfgang!“

Nur den Vornamen. Sie konnte nicht laut rufen, aber ihre Stimme trug dennoch wunderbar weit.

Sie hatte nur den Vornamen gerufen.

— — — — — — — — — — — — — —

Doktor Wolfgang Evers stand noch immer mitten

in seinem Zimmer. Was würde die würdige Frau Röding von ihrem Mieter, um dessentwillen sie sich für um zwanzig Mark ärmer hielt, gesagt haben, wenn sie ihn so, länger als eine halbe Stunde, regungslos in Hut und Überzieher in der Mitte seines Zimmers hätte stehen sehen?

## 6.

Das Mädchen, das „gesagt hatte, sagt der Postbote", öffnete die Tür und sah auf Wolfgangs Frage, ob die gnädige Frau zu sprechen sei, sehr unschlüssig aus.

„Eben war se nich zu sprechen. Ich wer' mal sehen," sagte sie zögernd.

Wolfgang gab dem Mädchen seine Karte und sagte knapp: „Bitte, melden Sie mich!"

Gleich darauf kam das Mädchen zurück, auf dem Gesicht einen neugierigen Ausdruck des Erstaunens. „Die gnädige Frau läßt bitten," sagte sie.

Das Zimmer, in das Wolfgang eintrat, war hell und einfach. Es war alles darin schlicht und von großer Klarheit. Wolfgang war es, als sage der ganze Raum in einem fort den einen Namen: Nina Keller.

Da kam Nina herein.

Sie trug ein dunkles Kleid, und das hob die zarte Helle ihres Kopfes merkwürdig. Auf ihrem Gesicht, in dem die Augen Wolfgang unbeschreiblich lebensvoll erschienen, lag ein Ausdruck zurückhaltender Frage. In der Hand trug sie Wolfgangs Karte.

Wolfgang machte einen Schritt auf sie zu — in der impulsiven Voraussetzung, sie werde ihm die Hand geben.

Aber das geschah nicht.

„Gnädige Frau," sagte Wolfgang nach einer sehr förmlichen Verbeugung, „ich bitte um Verzeihung wegen

der Kühnheit, Sie aufzusuchen. Aber ich bin Ihnen, wenn es Ihnen auch vielleicht zuerst so erscheint, kein ganz Fremder, und ich komme, um Ihnen Grüße zu bringen —"

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doktor?" sagte Frau Keller, die sich gesetzt hatte.

Der Ausdruck müder Traurigkeit, den Wolfgang an ihr kannte, war von ihrem Gesicht gewichen; sie sah freundlich aus, und es schien Wolfgang, als versuche sie, sich auf etwas zu besinnen.

„Gnädige Frau," begann Wolfgang, als er ihr gegenübersaß, „erinnern Sie sich aus Ihrer Kinderzeit einer Freundin in Nortum?"

„Nortum?" wiederholte Nina. „Das war ja das kleine Städtchen in Norddeutschland, in dem meine Eltern einmal einen Sommer lang wohnten, bevor mein Vater nach Hamburg —" Sie unterbrach sich, indem sie die Besuchskarte wieder zur Hand nahm, die sie auf ein Tischchen, das ihrem Sessel zur Seite stand, gelegt hatte, den Namen las und dann aufmerksam und fragend zu Wolfgang hinübersah.

Jedes Wort ihrer Stimme trank Wolfgang in sich hinein. Es erschien ihm fast wie ein Traum, daß er jetzt hier vor ihr saß und ihre Stimme immerfort hören durfte.

„Meine Schwester, Gertrud Evers —" begann Wolfgang.

„Gertrud Evers!" fiel Nina lebhaft ein. „Nun erinnere ich mich! O, natürlich! Das war ja dort, wo der wundervolle große Garten war —" Sie stockte, und wieder sah sie Wolfgang in unbewußter Frage an.

Da vergaß Wolfgang alles. „Und das Wettrennen —" entfuhr es ihm.

Nina antwortete nichts.

Sie nickte, unmerklich fast und schmerzlich, und mit blassem, ernst gewordenem Gesicht. Langsam stieg ein Rot ihr darin auf.

„Das ist so, so lange her," sagte sie endlich leise und einfach. „Mir ist, als gehöre das gar nicht mehr zu mir, oder ich nicht mehr dazu — so lange, so lange ist es her." Dann gewann sie mehr Ruhe und sagte mit freundlicher Reserviertheit: „Wie geht es Ihrer Schwester Gertrud, Herr Doktor? Als meine Eltern aus Nortum fortgingen, nahmen Gertrud und ich, die wir trotz des Altersunterschiedes große Freundschaft geschlossen hatten — die tüchtige, ältere und praktische Gertrud war mir damals sehr verehrungswürdig — da nahmen wir also herzzerreißenden Abschied. Wir verloren uns aber bald völlig aus den Augen und —"

„Gnädige Frau, meine Schwester ist seit drei Jahren verheiratet in Nortum mit einem Arzt, der meines Vaters Praxis übernahm. Sie wohnen jetzt im Hause meiner verstorbenen Eltern, und Gertruds Kinder spielen jetzt unter den großen Kastanien."

Nina lächelte. „Wir sind alt geworden," sagte sie.

Wolfgang nahm alle seine Vorsätze auf einmal zusammen. „Gnädige Frau," sagte er entschlossen und mit Betonung, „erinnern Sie sich noch des Wettrennens?"

Nina sah ihm in die Augen.

Er empfand, daß sie ihn verstand.

„Ja," sagte sie offen und fest.

„Als ich Ihren Namen erfuhr — ich wohne in diesem Hause —" schaltete Wolfgang ein, und Nina nickte leicht, als wolle sie bestätigen, daß sie dieses wisse, „als ich heute durch einen Zufall Ihren Namen erfuhr, da ward jene ferne Kinderzeit plötzlich wieder Leben und Wirklichkeit, und Sie können sich nicht vorstellen,

was für ein sonderbarer Gedanke es mir war, plötzlich mich einem Menschen so nahe zu wissen, mit dem ich gespielt hatte unter den großen Kastanien, in einer Zeit, die auch für mich so ferne liegt, als gehöre sie gar nicht mehr zu meinem jetzigen Leben, oder dieses nicht zu ihr."

„Aber," wandte Nina impulsiv ein, „Sie waren fast nie in Nortum, als wir dort waren. Ich erinnere mich nur des einen Males, als Sie bei dem Wettrennen —"

„Das war auch das einzige Mal, gnädige Frau. Ich war damals auf dem Gymnasium und nur selten zu Hause. So ist es geblieben: ich bin noch immer, wenn man so sagen will, auf dem Gymnasium, das heißt irgendwo in einem Leben und mit einem Leben, das Nortum sehr fern und sehr fremd ist. Aber zuweilen, in sehr stillen Sommertagen oder zu Weihnachten, dann komme ich auf ein paar Tage wieder nach Nortum und in den großen Garten, und wenn ich auch ganz gewiß nicht meine, daß ich dort zu Hause bin, so habe ich doch dann jedesmal das Gefühl, als hätte ich irgend etwas verloren, das der große Garten so lange für mich aufheben wird, bis ich es finde."

„Es muß sehr schön sein, mitunter einmal in einen so großen Garten gehen zu können," sagte Nina gedankenverloren. „Meine Eltern hatten niemals einen Garten — so einen richtigen großen Garten mit alten Bäumen und großem Rasen. Irgend so ein ungemütliches grellbesonntes Fleckchen wohl, dessen ganzer Wert in einer ‚Laube' gipfelte, ein muffiges, aus grünen Staketen gezimmertes und von Blättern überwachsenes Ding. Später, in Hamburg hatten wir auch nicht einmal das mehr, und als meine Mutter starb —"

„Gnädige Frau," sagte Wolfgang ernst, „ich hatte das bestimmte Gefühl, daß wir beide, Sie so gut wie

ich, den großen Garten, jene eine Stunde längst verloren hätten — verloren, aber nicht ganz vergessen. Der Wunsch, das von Ihnen bestätigt zu finden, brachte mich zu Ihnen."

„Es ist seltsam," sagte Nina, ohne ihn anzusehen. „Ich denke, ich habe das geträumt — alles das von dem Garten, in dem wir damals spielten. Aber da kommen Sie und sagen, daß Ihnen dasselbe geträumt hat." Sie sah ihn voll und ruhig an. „Da muß es dann wohl wahr sein. So kommt es, daß man fremde Leute eigentlich —"

„Daß man fremde Leute eigentlich besser kennt als viele bekannte, die einem stets fremd bleiben."

Nina lachte leise auf — ein klein wenig schmerzlich.

Es war nur sehr leise, sehr kurz gewesen, dieses Auflachen, und doch —! Wolfgangs Blick hing leuchtend an ihr, und seine ganze Seele hatte diesem leisen, so namenlos holden Lachen gelauscht. Jene sprühende, glänzende Herzlichkeit, die hatte nicht darin geleuchtet; es war verschleiert und verändert und dennoch dasselbe Lachen — das verlorene Lachen, das ihm gehörte, und das der große Garten ihm aufbewahrt hatte. „Wann werde ich ihr wohl von dem verlorenen Lachen erzählen?" ging es ihm durch den Sinn. „Wenn ich es ganz wiedergefunden habe, wenn es ganz mir gehört," gab er sich zur Antwort.

Laut sagte er: „Sie lachten so lustig damals, als Sie am Ziel standen und mich bewillkommneten."

Nina schien alles lebendig vor sich zu sehen. Er empfand es daran, wie in ihren lebensvollen Augen ein so helles Erinnern aufleuchtete.

Und wieder lachte sie, aber wieder leise, verschleiert.

„Ich erinnere mich gut," sagte sie lebendig. „Ich habe es zwar vergessen gehabt, aber jetzt weiß ich alles

wieder so merkwürdig genau, obwohl ich schwerlich älter als neun Jahre gewesen bin. Ich war so froh und so stolz, denn als Sie nun auf Ihrer Linie siegten, da meinte ich, daß ich ganz genau so viel gekonnt hätte wie dieser große Junge."

Sie sahen sich unwillkürlich an, und dann lachten sie beide.

Und diesmal war von Ninas Stimme das Band gesprungen, das ihres Lachens volle Schönheit gefesselt hatte, und es klang ganz so, wie Wolfgang es kannte, wie er es lebenslang kannte.

Nina war wieder ernst geworden. „Ich habe niemals wieder in einem Wettrennen mitgespielt," sagte sie. „Und ich fürchte, ich wäre auch niemals wieder Siegerin geworden."

Wolfgang sah sie an. Und plötzlich empfand er, was Bob so schonungslos ausgedrückt hatte: daß diese Frau eine Vergangenheit besaß, die zwischen Gedankenstrichen stand. Er empfand es wie Raub. Ihm war, als wäre alles ein großer, nutzloser Umweg, was diese Frau ohne ihn, was er ohne sie erlebt hatte.

„Gnädige Frau," sagte er aufstehend, „ich bitte Sie — bitte Sie, weil ich es zu tun wage nur in dem Gedanken an unsere glückliche Stunde in dem großen Garten: darf ich wiederkommen?"

Nina war aufgestanden. Auf ihrem Gesicht lag ein sehr ernster, trauriger Ausdruck. Sie schüttelte leise den Kopf und bot ihm die Hand.

Er nahm sie und hielt sie einen Augenblick fest in der seinen.

„Es war so schön," sagte Nina, „daß ich mich ganz unvermutet für ein paar Augenblicke in den großen Garten zurückfinden konnte. Aber gerade deshalb: ich möchte es so behalten. Und das könnte ich doch

nicht, wenn Sie wiederkommen. Denn dann würden Sie schon das nächste Mal der Herr Doktor Evers sein, den ich gar nicht kenne, und nicht mehr der große Junge, mit dem ich unter den Kastanien in dem großen Garten spielte. Und ich wäre für Sie nicht — ach, gar kein bißchen mehr die lustige kleine Siegerin von damals, sondern schon bald eine Frau, die —“

Sie brach ab und schüttelte noch einmal den Kopf.

Dann aber, wie von einem neuen Gedanken gefaßt, sah sie ihn an — eine Frage in ihren lebendigen Zügen. „Ich verstehe noch immer nicht ganz, wie es überhaupt gekommen ist,“ sagte sie. „Ihre Schwester schickt Sie nicht. Sie würde sich wohl auch kaum noch meiner erinnern. Sie kamen also, weil Ihnen mit dem Namen die ganze Geschichte, die doch im Grunde überhaupt keine Geschichte ist, einfiel — nicht wahr?“

„Es war der Name,“ sagte Wolfgang einfach.

Nina nickte. „Sehen Sie?“ sagte sie. „Lassen Sie den Namen mit der Geschichte zusammen. Das beides gehörte zusammen. Jetzt können wir es nicht wieder lebendig machen. Wir müssen es lassen, dann bleibt es uns, und nichts Neues, Nüchternes kann es zunichte machen. Grüßen Sie den großen Garten, wenn Sie ihn wiedersehen. — Ich danke Ihnen, daß Sie kamen.“

Sie gab ihm noch einmal die Hand — das Zeichen, daß er gehen solle.

Wolfgang nahm die Hand, hielt sie fest und sagte: „Es tut mir sehr, sehr leid, gnädige Frau, daß die Erinnerung an den großen Jungen und den Garten Ihnen so viel wert ist, daß Sie fürchten, der Mann könnte Ihnen zu wenig statt dessen geben.“

Nina war rot geworden. „Sie hätten mich recht verstehen sollen,“ sagte sie schlicht. „Ich dachte nicht an eine Ernüchterung, die ich erleben, sondern nur an

die, die ich bereiten würde." Als habe sie zu viel gesagt, fuhr sie, indem sie ihre Hand aus der seinen zog und den Blick mit schmerzlicher Schärfe auf irgend etwas Gleichgültiges heftete, fort: „Ich lebe, seit meine Scheidung eingeleitet wurde — es ist jetzt ein Jahr her — hier in Berlin bei dem Manne meiner verstorbenen Stiefschwester. Er ist kein froher Mensch, aber ich danke ihm viel. Er war der einzige, der zu mir stand, der mir half. Mein Vater und seine zweite Frau haben mich verheiratet, als ich eben neunzehn Jahre alt war — ein Kind, das ohne eine Ahnung war von dem, was man es tun ließ. Ich habe zwei Jahre in dieser Ehe aushalten müssen, bis ich wenigstens auf Erfolg meines Scheidungsgesuchs hoffen konnte. In so einer Zeit geht vieles in Scherben. Wenn man alle Lebenswerte erst dadurch kennen lernt, daß sie einem genommen werden —"

Sie hielt einen Augenblick inne, immer noch den gleichen schmerzlich gesammelten Ausdruck in den Zügen.

Dann hob sie den Kopf und sah Wolfgang ruhig und ernst an. „Von Nina Keller ist nicht mehr viel geblieben, ja kaum der Name, denn der ist ja auch nur scheinbar wieder der meine."

„So bitte ich Sie," sagte Wolfgang ernst, „um etwas anderes als das, das ich mir zuerst erbat. Jener kleinen Nina Keller, die ich nicht vergessen hatte, danke ich es, daß ich Sie, gnädige Frau, fand. Mehr will ich von der kleinen Nina Keller, die da am Ziele stand und lachte, als ich kam, nicht. Aber die, die ich durch sie fand, von der erbitte ich mir die große Gunst, wiederkommen zu dürfen, nicht als einer, der Altes wiederfinden möchte, sondern nur als einer, der Neues sucht, weil ihn das Neue noch viel, viel köstlicher dünkt als das Alte."

—

Er hatte ihre Hand in die seine genommen, und sie ließ sie ihm.

Ein sonderbarer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, das sie wieder gesenkt hielt und in das langsam ein leises Rot stieg. „Kommen Sie also wieder!“ sagte sie einfach.

## 7.

Frau Rödings Mißfallen an ihrem Mieter, um dessentwillen sie sich um zwanzig Mark ärmer fühlte, wandelte sich plötzlich in eine jähe Sympathie. Der Grund hierfür war jedoch fast ein schmerzlicher: Doktor Wolfgang Evers zog aus, und zwar bereits am nächsten Tage, aber er bezahlte, obwohl es erst am Dritten des Monats war, den vollen Pensionspreis für den ganzen Monat.

Als Bob Reininghaus am nächsten Tage im Vorbeigehen an den wieder blank blinkenden Fenstern in Evers' Wohnung erkannte, daß dieser wieder dort sei, fühlte er sich verpflichtet, ihm einen Willkommenbesuch zu machen.

Wolfgang empfing ihn sehr aufgeräumt und sehr vergnügt. Er erzählte lebhafter, als es gewöhnlich seine Art war, von allerlei unpersönlichen Dingen, während sein Besuch, seinerseits einsilbiger als gewöhnlich, in einem der großen tiefen Klubsessel — Bobs Stammplatz — vergraben saß.

„Schön, Evers,“ sagte Bob endlich, als sie eine ganze Zeitlang zusammen geredet hatten, ohne aber nur mit einer Silbe die Gentiner Straße oder irgend etwas, das mit ihr zusammenhing, erwähnt zu haben, „ich muß jetzt gehen.“

Wolfgang bedauerte dies sehr höflich.

Schon in Hut und Überzieher blieb Bob noch einmal stehen. Mit einem unbeschreiblich spitzbübischen Ge-

sichtsausdruck sagte er: „Ehe ich es vergesse: Frau Busch bedauerte lebhaft, sich durchaus nicht zu erinnern, je eine Frau Josephine Schneidecke kennen gelernt zu haben.“

Wolfgang lachte so lustig, daß Bob geradezu bestürzt aussah.

„Frag sie doch,“ sagte Wolfgang, „ob sie sich erinnert, Nina Keller gekannt zu haben.“

„Nina Keller?“ fragte Bob gespannt. „Wer ist das?“

„Das ist — alles, was ich heute sage,“ antwortete Wolfgang ausgesucht liebenswürdig.

„Wenig genug!“ murrte Bob.

„Schließ aus dem wenigen, wieviel ich verschweige!“ gab Wolfgang lachend zur Antwort. Dann setzte er hinzu: „Nach Florenz gehe ich jetzt nicht, Bob. Aber aus der Gentiner Straße bin ich fort. Alles andere später; du weißt: Romane, deren Ausgang man noch nicht kennt —“

Bob drückte ihm die Hand. „Dichter,“ sagte er warm, „ich wünsch' dir alles Gute!“

— — — — — — — — — — — — — —

Etwa drei Monate später, als hellleuchtende Junisonne über Berlin stand, gingen ein Herr und eine Dame am Tiergartenufer entlang, draußen bei den Schleusen.

Der Herr hatte eine ziemlich lange Geschichte erzählt, der die Dame, ohne ihn zu unterbrechen, zugehört hatte; jetzt war er gerade damit fertig.

Er und die Dame blieben stehen und sahen sich in die Augen.

Aber die Dame antwortete auf die lange Geschichte nur ein einziges Wort: „Wolfgang —!“

Da nahm er sie in seine Arme und küßte sie.

„Mein Geliebtes,“ sagte Wolfgang, „ich habe dir

die Geschichte des Lachens, das verloren war, und wie es gefunden wurde, nicht eher erzählen wollen, als bis ich wußte, daß es nun für immer mein sein würde."

„Es ist merkwürdig," begann Nina, „ich erinnere mich der beiden Male des Lachens sehr genau. Dresden! Mehr als vier Jahre ist es her — Wolfgang, mir ist, als hätte ich später nicht viel mehr gelacht. Der Abend bei Busch war im Herbst darauf, in dem Herbst, als ich mich dann kurz vor Weihnachten verlobte, oder wohl besser verloben ließ. Siehst du," fuhr sie, ihre Erregung mühsam bezwingend, fort, „die Reise über Dresden nach Prag und zurück durch die schöne Sächsische Schweiz, damals im Frühjahr, als ich achtzehn Jahre alt war — o, ich war so jung und so glücklich! Drei Freundinnen waren wir — unter der Obhut einer lieben alten Dame, die so gut und herzlich mit uns drei jungen Füllen Kameradschaft zu halten wußte. Es war so schön und meine erste Reise. Ich fieberte damals fast vor Daseinsglück und Lebenszuversicht. Mir war, als ließe sich das Glück, auf der Welt zu sein, kaum ertragen —"

„Nina!" sagte Wolfgang schmerzlich.

Sie verstand ihn und sah ihn lächelnd an. „Mein Geliebter!" sagte sie leise. „Ja, um alles das betrog man mich. Ich war ja ein Kind, ein unbewußtes, junges Ding, das von des Lebens Heiligtümern wohl eine instinktive Gewißheit, aber nicht Einsicht genug besaß, sie zu erkennen und zu verteidigen. Ich glaubte an mein Leutnantsschicksal und war an dem Weihnachten eine sehr frohe Braut des Leutnants Schneidecke. Hier in Berlin traf ich ihn zuerst, zwei Abende, nachdem ich auf dem ‚Donnerstagabend' bei Busch des alten Herrn Zorn heraufbeschworen hatte." Sie lächelte in der Erinnerung daran. „Ich ließ mich wenig dadurch an-

fechten. Ich war damals — meine Stiefschwester lebte noch — bei Richters zu Besuch, und noch damals war ich voll jenes Frohsinns und Glaubens. — Mir ist, Wolfgang," schaltete sie ein, „als wäre all meine Lebenskraft zu leuchtend und klar gewesen. Darum ließ sie sich so leicht zertrümmern. Erst als du wieder zu mir kamst, Wolfgang, da besann ich mich darauf, daß ich noch jung sei und zu glauben wieder anfangen könne. Und jetzt ist mir, als hätte ich nur gelebt in jener glücklichen Stunde in dem großen Garten — und seit du wieder in mein Leben gekommen bist."

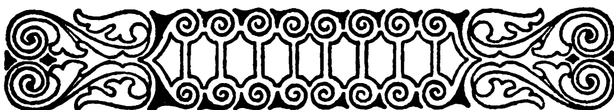
Er hatte sie bei den Händen genommen. „Wir haben viel nachzuholen, Nina," sagte er leidenschaftlich. „Ich habe so lange suchen müssen nach dem verlorenen Lachen."

Nina sah ihm mit einem Blick voll tiefer Liebe in die Augen. Ein Lächeln lag auf ihrem Gesicht, aber in ihren Augen standen Tränen. „Wolfgang," sagte sie innig, „nicht nur du — ich selbst habe das Lachen verloren gehabt auf lange Zeit. Und ich glaubte, daß ich es niemals zurückfinden würde. Mit dem Lachen zugleich verlor ich vieles, das ich auch nie zurückzugewinnen fürchtete. Ich habe es wiedergefunden, alles das andere, und auch das Lachen — durch dich. Darum muß aber alles, was du mir wiedergabst, nun doch für immer dir gehören."

Wolfgang küßte ihr die Tränen aus den Augen. „Daß ich es dir und mir immer, immer erhalten könnte, Nina!" sagte er mit großer Innigkeit.







# Bei den Bären im Yellowstone-Nationalpark.

Von Th. v. Wittembergk.



Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wie sich bei uns die Vereinigungen für Heimatschutz bemühen, die Naturdenkmäler vor dem Untergang zu bewahren, so bestrebt man sich auch in den Vereinigten Staaten neuerdings mehr und mehr, der rücksichtslosen Zerstörung der Naturschönheiten und der Ausrottung der heimischen Tierwelt Einhalt zu tun. Der Anfang mit diesen Bestrebungen wurde bekanntlich dadurch gemacht, daß man durch Kongreßbeschluß ein umfangreiches Gebiet im Staate Wyoming, dessen Hauptfluß der Yellowstone River bildet, unter dem Namen Yellowstone-Nationalpark unter Regierungsschutz stellte. Infolge dieser Verordnung ist dem ganzen Gebiet sein hochromantischer landschaftlicher Charakter unberührt erhalten geblieben und zugleich den für Nordamerika kennzeichnenden Tieren eine ungestörte Zufluchtstätte geschaffen worden.

Zur Aufnahme der Besucher sind in dem ein Gebiet so groß wie das Königreich Sachsen umfassenden Park vier Gasthöfe errichtet worden. Wie der Park selbst, so stehen auch diese unter der Aufsicht des Staatssekretärs des Innern.

Die Bären, die in dem Parkgelände leben, sind der

Schwarzbär und der gefürchtete Graubär. Der Schwarzbär wird bei einer Schulterhöhe von 1 Meter bis zu 2 Meter lang und hat einen schmalen Kopf mit spitzer Schnauze. Seitlich derselben ist er fahlgelb gefärbt, während er sonst, wie schon sein Name besagt, einen schwarzen Pelz trägt. Der grimmige Graubär wird bis 2,5 Meter lang und erreicht ein Gewicht von 9 Zentner. Sein Schädel ist etwas kürzer als der des braunen Bären, dagegen besitzt er eine breitere Stirn. Seine stark gekrümmten, weißlichen Krallen werden bis zu 13 Zentimeter lang. Das lange, zottige Haar ist dunkelbraun gefärbt, erscheint aber an den Spitzen graubraun.

Die Bären bilden das Hauptgespräch der Hotelgäste, denen zudem die Kellner und Stubenmädchen die interessantesten Geschichten von Begegnungen mit den plumpen Riesen zu erzählen wissen. Denn diese haben ihre ursprüngliche Wildheit mit der Zeit fast gänzlich abgelegt, so daß von ihnen, wenn sie nicht gereizt werden, kaum eine Gefahr zu befürchten ist. Abgesehen davon, daß den Tieren nicht nachgestellt wird, so hat zu ihrer jetzigen Zahmheit viel der Umstand beigetragen, daß ihnen die Küchenabfälle, die abseits von den Gasthöfen aufgehäuft werden, willkommene Leckerbissen darbieten. Die Bären suchen diese Abfallhaufen regelmäßig am Spätnachmittag oder gegen Abend auf und haben sich durch die Gegenwart des Hotelpersonals und der Gäste allmählich so an den Anblick der Menschen gewöhnt, daß sie sie fast gar nicht beachten.

Sowie der Ruf ertönt: „Die Bären kommen!“ leeren sich die Speisesäle und Rauchzimmer, und die Parkbesucher wandern in Scharen nach den Plätzen, wo sich die Abfallhaufen befinden. Meist tritt zuerst

ein älterer Bär aus dem Wald heraus, der eine Zeitlang Umschau hält. Erscheint ihm alles sicher, so trottet er gemütlich zu den Küchenabfällen hin, und alsbald folgen ihm fünf, sechs und mehr andere Bären, um ebenfalls an dem Schmaus teilzunehmen.



Parkbesucher beobachten die Bären.

Es ist erstaunlich, wie nahe die Bären die Hotelgäste an sich herankommen lassen, und wie geduldig sie sogar Neckereien ertragen. Namentlich die Schwarzbären zeichnen sich durch große Harmlosigkeit aus. Unbedachtsame Besucher haben schon wiederholt Schwarzbären erschreckt und gescheucht, aber die einzige Folge dieser Unüberlegtheit war, daß die Tiere sich in

den Wald zurückzogen und einen Baum als Beobachtungsposten erkletterten.

Zuweilen ereignen sich allerdings auch recht aufregende Vorfälle. So lief gelegentlich ein Kind auf



Ein Graubär äugt nach den Parkbesuchern.

die bei den Abfällen versammelten Bären zu, um ihnen ein Stück Kuchen darzureichen. Kurz vor den Bären fiel das Kind zu Boden. Ein starker Bär näherte sich ihm, und mehrere andere trabten hinter ihrem Anführer drein. Den Zuschauern klopfte bei diesem Anblick das Herz. Allein die Bären machten alsbald halt, streckten nach dem Kind die Köpfe vor, berochen es und kehrten darauf wieder zu ihrem Haufen zurück.

Obgleich die Bärinnen, wenn sie Junge haben, sehr argwöhnisch sind, so stellen doch auch sie sich mit ihrer Nachkommenschaft bei den Haufen ein. Die kleinen wolligen Dinger tummeln sich dann wie Kätzchen auf den Haufen herum, balgen sich, überschlagen sich und necken sich in überaus drolliger Weise.

Allzuviel darf man den Bären indessen doch nicht bieten. So gutmütig sie im allgemeinen sind, so gibt



Schwarzbären bei den Abfallhaufen.

es immerhin auch für sie eine Grenze. Vor einiger Zeit besuchte ein Tourist mit seiner Frau einen der Plätze, wo die Küchenabfälle abgelagert werden. Es war weit und breit nur eine einzige Bärin zu sehen,

weil kurz zuvor andere Hotelgäste die Jungen in den Wald gejagt hatten. Der Mann ließ seine Frau zurück und ging auf das Tier los, um zu erproben, wie weit er sich ihm nähern könnte. Er war ungefähr noch



Schwarzbären, bei der Annäherung eines Parkbesuchers ihre Mahlzeit unterbrechend.

fünfundzwanzig Schritte von ihm entfernt, als es ein dumpfes Brummen von sich gab. Aber der Mann beachtete dieses Warnungszeichen nicht, sondern ging noch näher heran. Da stürzte die Bärin plötzlich auf ihn zu. Jetzt wandte sich der Mann zur Flucht. Doch die Bärin holte ihn ein, schlug ihn von hinten nieder und biß ihn mehrmals. In diesem Augenblick eilte

die Frau mit anerkennenswertem Mut ihrem Mann zu Hilfe und bearbeitete das Tier so mit ihrem aufgespannten Schirm, daß es endlich von seinem Opfer abließ und sich zurückzog. Der Mann lag mehrere Wochen an den erhaltenen Bißwunden krank.

Zuweilen werden die Bären so dreist, daß sie in die Küchen und Ställe der Gasthöfe eindringen, um sich von dort Futter zu holen. So stellte sich ein Graubär



Ein Bär auf der Streife.

regelmäßig des Abends in einer Hotelküche ein, in der ein Chinese als Koch beschäftigt war, und fraß alles auf, dessen er habhaft werden konnte. Der Chinese meldete diese Besuche seinem Herrn, indem er trocken

hinzufügte: „Mich aber mag der dicke Bär nicht.“ Indessen mußte der Bär später doch auch auf den Koch Appetit verspüren, denn als der Hotelinhaber eines Abends die Küche betrat, fand er wieder den Bären vor, der behaglich die Küchengeräte ableckte, der Chinese aber, auf den er losgegangen war, hatte sich auf ein breites Wandbrett, dicht unter der Decke, verkrochen. Durch einen wohlgezielten Schuß setzte der Hotelinhaber den Forschungsfahrten des Eindringlings ein Ende. Sein Fell liegt jetzt als vielbewunderte Fußdecke vor dem Kamin des Speisesaals. Allzu dreiste und bösartige Bären dürfen nämlich abgeschossen werden.

In mehreren Gasthöfen werden junge Bären gehalten, die man zufällig eingefangen hat. So befindet sich beispielsweise im Springshotel ein junger Bär, der einem Aufwärter auf Schritt und Tritt folgt. Der Mann hatte ihn, vor Schmerz heulend, in der Nähe des Hauses aufgefunden. Die Untersuchung ergab, daß sich das Tier ein Bein gebrochen hatte. Man legte ihm Verbände an, und nach einigen Wochen war es gesund und munter.

Im Cañonhotel hält man zwei junge Bären. Ihre Mutter wurde unfern vom Hause durch einen niederstürzenden Baum erschlagen. Ein Parkwärter nahm die Jungen an sich und brachte sie nach dem Gasthofe, wo sich ein Stubenmädchen eines der niedlichen Tiere kaufte. Sie pflegt es jetzt bereits seit 18 Monaten und will es, wenn es herangewachsen ist, in Freiheit setzen.

Nicht selten begegnen die Touristen, die den Park durchwandern, einem herumstreifenden Bären. Natürlich sind sie zuerst von diesem Zusammentreffen nicht gerade angenehm berührt. Aber die schreckhafte Überraschung beruht auf Gegenseitigkeit, denn auch der

Bär stutzt und hält beklommen inne. Sobald er jedoch erkannt hat, daß ihm keine Gefahr droht, setzt er unbekümmert um die Wanderer seinen Weg fort. Touristen mit photographischen Apparaten benützen vielfach den Augenblick, in dem der Bär in beobachtender



Ein Bär vor dem photographischen Apparat.

Stellung verharrt, um ihn abzuknipsen, und können auf diese Weise ihre Sammlung photographischer Aufnahmen um ein sehr wertvolles Stück bereichern.

Außerordentlich vertraut werden die Bären mit den Parkaufsehern. Einige der Tiere lassen sich streicheln wie Hunde. Auch kommen sie auf Anruf herbei und fressen das Futter aus der Hand.

Im Frühjahr, wenn die Gasthöfe noch nicht in Be-

trieb gesetzt sind, durchfahren die Aufseher den Park mit Karren und laden an bestimmten Stellen Futter ab. Dann geschieht es oftmals, daß die Bären an den



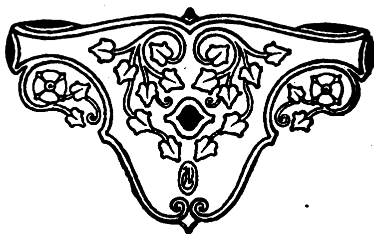
Ein Bär frißt Futter von der Schaufel.

Karren herantraben und das Futter unmittelbar von der hingehaltenen Schaufel fressen.

Wenn die Bären die Abfallhaufen bei den Hotels durchstöbern, so kommt es mitunter vor, daß der eine oder andere mit der Pratze in eine der herumliegenden

Konservenbüchsen hineingerät und sie nicht wieder herausziehen kann. Dieses Mißgeschick veranlaßt ihn zu einem jämmerlichen Geheul. Die Parkaufseher werfen dann eine Schlinge über das klagende Tier, binden es an einem Baum fest und ziehen ihm die Büchse von dem Fuß herunter. Das ist freilich etwas schmerzhaft, aber es befreit doch den Bären von dem lästigen Anhängsel, so daß er, wenn man ihn losgebunden hat, frohgemut davonläuft.

Nur während der warmen Jahreszeit lassen sich die Bären in der geschilderten Weise beobachten. Mit dem Eintritt der kalten Witterung beziehen sie in einem hohlen Baum oder einem Felsloch ihr Winterquartier. Sie schlafen fast ununterbrochen und zehren nur von dem Fettpolster, das sie sich im Sommer zugelegt haben. Daher sind sie auch ziemlich abgemagert, wenn sie mit Anbruch des Frühlings wieder zum Vorschein kommen.





# Karlchens Visitenkarten.

## Humoreske von E. Fahrow.



(Nachdruck verboten.)

Karl Breunert war beinahe schon in der Sexta. Er war neun Jahre alt und mußte bei der nächsten Versetzung in die großartigen Höhen der Gymnasialklassen aufsteigen, nach denen er sich so heiß sehnte.

Es muß aber hier zur Ehre der Wahrheit eingeschaltet werden, daß Karlchens Ehrgeiz sich weniger auf die Fülle der dann über ihn hereinbrechenden Gelehrsamkeit und Weisheit bezog als vielmehr auf den Titel des „Gymnasiasten", den er dann führen würde.

Leider besaß überhaupt Karlchen eine starke Neigung für Äußerlichkeiten, obgleich sein Vater Landgerichtspräsident und natürlich ein sehr tiefer, ernster und innerlicher Mann war. Oder hat es etwa schon jemals einen deutschen Landgerichtspräsidenten gegeben, der nicht alle diese Eigenschaften besaß?

In der Familie war es bereits eine ausgemachte Sache, daß Karlchen Leutnant werden würde. Der älteste Sohn war selbstverständlich Referendar, dieser jüngste aber hatte Soldatenblut in sich.

Ja, die Leutnante waren Karlchens Ideale, und er hielt sich auch schon ungemein gerade und konnte neben einer vom Exerzierplatz heimkehrenden Kompanie bereits beinahe mitkommen. Mit hochroten Wangen und blitzenden Augen kommandierte er auch seine eigene Untertanenschar, und wer genau zuhörte, konnte Kraftausdrücke von den schmalen Kinderlippen

vernehmen, die des schnauzbärtigsten Feldwebels würdig waren.

So war Karlchen Breunert.

Es war seines Lebens tiefster Schmerz, daß seine Mutter ihm noch immer einen Jungenscheitel machte, während er doch so gern einen bis in den Matrosenkragen hineinreichenden „Hinterkopfscheitel“ getragen hätte.

Überhaupt diese Eltern!

Nichts gönnten sie einem, was sie doch selber taten. Der Papa zum Beispiel, der wurde allemal merkwürdig kurzsichtig, wenn der Herr Geheimrat Bellheim vorbeifuhr oder ging. Den konnte der Vater nämlich nicht leiden, weil jener einen Orden oder so etwas Ähnliches besaß, den er noch nicht hatte. Wenn aber Karlchen etwa den Geheimrat nicht höflich grüßte oder gar einmal von ihm als von dem „Dickwanst“ sprach — ja, dann setzte es sofort eine Ohrfeige, obwohl man so große Menschen eigentlich nicht mehr zu schlagen hat.

Immerhin beobachtete Karlchen die erwachsenen Leute weiter mit seinen aufmerksamen Eichkätzchenaugen, denen nichts entging; er fuhr fort, ihnen nachzuahmen, wo und wie es nur immer anging, manchmal auch da, wo es eigentlich nicht anging.

Da gab es beispielsweise so eine famose Gewohnheit, die ihm gewaltig in die Augen gestochen hatte. Das war die Art, wie man seine Besuche abstattet.

O, Karlchen hatte es Dutzende von Malen gesehen, wie das gemacht wurde. Man nahm eine Tasche mit Visitenkarten, zog los und warf überall, wo man Bekannte hatte, seine Karte in den Briefkasten. Wo kein Briefkasten war, schob man sie unter die Türspalte. Das machten nicht nur die Leutnante so — nein, das Kartenabwerfen war hier überhaupt durchaus Mode.

Karlchen wußte, daß auch Mutter und Schwester es nicht anders machten, und überdies befanden sich in dem Briefkasten der Eltern auch an jedem Sonntag mehrere solcher Kärtchen. Der Sonntag schien besonders geeignet hierzu, denn auch das hatte Karlchen bemerkt, daß sich an diesem Tage nach der Kirche gewöhnlich die halbe Stadt unterwegs befand — augenscheinlich zu dem Zwecke, nur ja nicht daheim zu sein, wenn es klingelte, so daß man Karten empfangen und abwerfen konnte nach Herzenslust.

Oftmals hatte Karlchen eines seiner Ideale so an dem Briefkasten der Eltern stehen sehen — noch dazu, ohne daß vorher geklingelt worden wäre. Schwapp — glitt das Kärtchen hinein, und rasselnd und stolz klirrte der Besucher wieder die Treppe hinunter.

Endlich konnte es Karlchen aber nicht mehr aushalten. Er wollte ebenfalls Karten abwerfen.

Niemand war daheim als die Dienstboten. Karlchen nahm also eine alte Zigarettentasche, die einst Max, der ältere Bruder, fortgeworfen, und die Karlchen aufgenommen hatte. Jüngere Brüder haben immer noch so überaus nützliche Verwendung für alles mögliche, was andere alten Plunder nennen.

Mit diesem Ding schlich Karlchen in den Salon, nahm von der mitten auf dem Sofatisch prangenden Marmorschale, auf der marmorne Täubchen zu einem ewigen vergeblichen Picken an marmornem Weinlaub verdammt waren — von dieser wundervollen Schale nahm er sechs oder sieben obenauf liegende Karten, barg sie in seiner Tasche und schlüpfte wieder hinaus. Zum Glück besaß er auch von den Eltern und der Schwester einige Karten, die er sich bei guter Gelegenheit angeeignet hatte. So konnte er wohlausgerüstet aufbrechen.

Welches erhabene Wohlgefühl schwellte seine Septimanerbrust, als er, nachdem er sich tüchtig geräuspert hatte — alle Leute räusperten sich nämlich, wenn sie etwas Wichtiges vorhatten — auf die Straße trat.

Mit weiten, würdevollen Schritten, so wie sie der Vater nahm, marschierte Karlchen eine Straße hinunter und bog dann in die erste Nebenstraße ein, wo er einige Häuser kannte.

Hier wohnten der Oberpfarrer, der Rechtsanwalt Weilenberg, der Oberst v. Stettow und gleich um die Ecke herum der Geheimrat Bellheim.

In jedes dieser Häuser trat Karlchen ein, stieg die Treppe hinauf, nahm eine der mitgenommenen Visitenkarten und — schwapp — da glitt sie in den Kasten hinein.

Die Sache ging glänzend.

Mit jedem Male wuchs Karlchens Mut mehr, und so erfüllt war er von der Rolle des flotten Herrn, die er spielte, daß er sogar den leidenschaftlichen Appetit auf Vanillespeise unterdrückte, der ihn beim Herrn Geheimrat auf der Treppe packte. Hier roch es doch immer so wundervoll — es war peinlich, wieder hinuntergehen zu müssen.

Indessen mußten noch drei oder vier Karten abgegeben werden. Karlchen kannte die Wohnungen der meisten Leutnante, und er dachte, daß es am besten sei, wenn er bei diesen wenigstens ein paar von seinen Schätzen abgäbe. Brachten sie doch so fleißig immer die ihren, da war es nicht mehr als recht und billig, wenn auch sie einmal etwas in ihren Kästen vorfanden.

Schwapp — flog die letzte Karte in den Kasten des Oberleutnants v. Drissel, der seiner Schwester Käthchen so toll die Cour machte. O, Karlchen wußte das sehr genau! Er war nicht so dumm, nicht zu merken,

daß die beiden ewig etwas miteinander zu flüstern hatten, wenn sie glaubten, daß niemand es sehe.

Erst gestern auf dem Tennisplatz — na ja, er war ja nicht so gemein, etwas zu verraten! Sonst, wenn der Papa es erfuhr, dann setzte es für Käthchen ordentlich was, denn der Vater liebte die Leutnante wohl sehr, aber so als Schwiegersohn — —

Karlchen lächelte verschmitzt, als er nun nach beendeten Heldentaten heimwärts eilte. Er eilte sogar ganz gewaltig, ohne noch die mindeste Rücksicht zu nehmen auf den feierlichen Schritt, in dem man eigentlich von solchem Besuchsgange heimkehrte, denn es wühlte in seinem Innern die Sehnsucht nach wirklicher Vanillespeise; der bloße ätherische Genuß vorhin genügte ihm auf die Dauer nicht.

Kurz vor dem elterlichen Hause traf Karlchen seinen Bruder Max, der merkwürdig zerstreut war. „Kein Wunder!" dachte Karlchen, denn er hatte vorhin gesehen, daß Max einen tiefen Diener vor Fräulein Therese Bellheim gemacht hatte, die mit ihrem Vater spazieren ging.

Der dicke Bellheim hatte sehr nachlässig wiedergegrüßt. Therese aber hatte nicht nur einmal, sondern dreimal ganz zutraulich genickt. Komisch — so was!

— — — — — — — — — — — — —

Ahnungslos saß die Präsidentenfamilie bei Tisch. So wie ein Erdbeben oder sonst eine Katastrophe sich ganz in der Stille und im Dunklen vorbereitet, so war die unheilvolle Saat Karlchens noch im tiefen Schoße der Zukunft verborgen.

Aber langsam und sicher sproß sie empor.

Zuerst entstand ein vielfaches Schütteln des Kopfes in der ganzen Kreis- und Garnisonstadt.

Wie seltsam berührte es doch Herrn Weilenberg,

daß er die Visitenkarte des Herrn Oberpfarrers in seinem Briefkasten fand!

Wie gerührt war wieder der Herr Oberpfarrer, daß der Herr Oberst, der ihn eine ganze Weile „geschnitten“ hatte, weil er in einer Predigt eine Spitze gegen seine Person zu hören geglaubt — daß dieser Herr Oberst also endlich geglaubt hatte, was ihm unzählige Male versichert worden war: daß der Herr Oberpfarrer keine Spur von Spitze beabsichtigt hatte, ja, daß er zu einer solchen gar nicht fähig war! Und nun hatte der liebe Herr Oberst seine Karte bei ihm abgeworfen — das war nett und freundlich und prächtig von ihm!

Weniger prächtig fand es aber der Geheimrat Bellheim, daß der Herr Präsident bei ihm eine Karte abgegeben hatte.

Eine einzige Karte! So etwas gehörte sich doch durchaus nicht! Entweder man blieb auf dem eisigen Fuße miteinander wie bisher — was konnte denn er, der Geheimrat, dafür, daß die Regierung ihn eher ausgezeichnet hatte wie jenen! — oder man gab, wie es sich gehörte, mehrere Karten ab, mindestens eine für den Herrn und eine für die Dame des Hauses.

Aber natürlich — diese Präsidentenfamilie, die glaubte immer etwas Besonderes tun zu dürfen! — Therese sollte doch nur um Gottes willen nicht glauben, daß sie nötig hätte, auf einen lumpigen Referendar zu warten. Geheime Kommerzienräte könnten ganz andere Leute zu Schwiegersöhnen bekommen.

Therese schwieg ratlos. Ihr Vater hatte solch hitziges Temperament. Wenn man ihm widersprach, wurde er noch zorniger; und wenn man ihm nicht widersprach, wurde er erst recht wütend. Schließlich mochte er sich nur auswettern, Therese tat ja doch, was sie wollte. —

Drei Tage später fand aus Anlaß des Stadtjubi-

läums ein allgemeines Festessen mit Damen im Rathause statt, bei dem durchaus niemand fehlen durfte. „Vom Bürgermeister bis herab zum Künstler“, wie sich der erste Stadtrat sinnig bei seiner Tischrede ausdrückte, waren alle erschienen, die ihrer treuen Gesinnung Ausdruck geben wollten. Auch Herr Rechtsanwalt Weilenberg war von dieser Gesinnung erfüllt. Er war sogar von überfließender Liebenswürdigkeit gegen den Herrn Oberpfarrer, bei dem er sich nach Tisch für seine große Freundlichkeit bedankte und dabei zufällig erwähnte, daß er für das Diakonissenhaus in der Weberstraße einen Beitrag gezeichnet habe.

Darauf bedankte sich wieder der Herr Oberpfarrer sehr.

Das Bedanken ging überhaupt heute wie am Schnürchen, so daß es mehr verbindliche und strahlende Mienen gab als seit langer Zeit.

Fast wäre also Karlchens Originalarbeit so ausgefallen wie die Taten des Geistes, der stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Aber es geschah noch etwas Unerwartetes.

Die Leutnante flüsterten untereinander, der Oberleutnant v. Drissel ward bald blaß, bald rot, und zuletzt entfernten sich ein paar der Herren und gerieten in einem Nebenzimmer in einen heftigen Wortwechsel. Der kleine, hochblonde Leutnant v. Borcke, im Regiment nur der „Krakeeler“ genannt, hatte gestern im offenstehenden Briefkasten des Oberleutnants eine Visitenkarte liegen sehen. Sie lehnte ganz in der Ecke. Er hatte sie neugierig herausgeholt.

Es war die Karte des Fräuleins Käthchen Breunert!

So etwas konnte doch nicht totgeschwiegen werden! Nein, natürlich nicht! Und so viel auch Herr v. Drissel schwor, es müsse ein Irrtum sein, und das Fräulein ahne nichts davon, so bestand doch der Krakeeler darauf,

die junge Dame müsse von nun an geschnitten werden, denn zum mindesten sei das ein sehr schlechter und geschmackloser und übermütiger Scherz gewesen.

„Zum Donnerwetter,“ rief Drissel, dem die Stirnadern anschwollen, „jetzt sage ich es Ihnen zum letzten Male, Borcke, die Dame ahnt nichts von alledem! Ich verlange außerdem den strengsten Respekt vor ihrem Namen und ihrer Person, denn sie ist — mit mir verlobt!“

Allgemeines starres Erstaunen. Eigentlich verschlimmerte das nur die Sachlage — das hatte Drissel in der Hitze des Gefechts nicht überlegt. Aber nun war es einmal gesagt, und nun mußte es bewiesen werden.

Der Oberleutnant eilte zum Referendar Max Breunert, zog ihn in ein Nebenzimmer und teilte ihm die Sache mit. Da eine halbe Stunde vorher Fräulein Therese Bellheim ihm die sonderbare, einsame Karte seines Vaters „anvertraut“ hatte, so dämmerte dem Bruder langsam und undeutlich etwas wie eine Ahnung auf. Unterstützt wurde diese Ahnung durch eine unvorsichtige Prahlerei des Missetäters, der erst heute morgen gesagt hatte, er lasse sich jetzt eigene Visitenkarten zum Geburtstag schenken, dann mache das Kartenabwerfen erst den richtigen Spaß.

Max war nicht umsonst ein wachsender, blühender und gedeihender Jurist. Aus den jeweiligen Ergebnissen mußte Kapital geschlagen werden — wer konnte wissen, wann sie so günstig wiederkehrten.

Und jetzt war er es, der den Vater in ein Nebenzimmer zog und ihm zuflüsterte, er müsse sofort die Verlobung Käthchens mit Herrn v. Drissel verkündigen. Sie sei sonst unheilbar kompromittiert. Und er behalte sich vor, nachher alles ins reine zu bringen.

Nun wäre an jedem anderen Tage eine solche Überrumpelung bei dem Herrn Präsidenten vergeblich

gewesen, aber heute hatte er Burgunder getrunken, und zwar vortrefflichen Burgunder, wie ihn die Stadtväter nur selten zum besten gaben. Wie konnte da ein Vaterherz ungerührt bleiben? Zumal, wenn ihm die Gattin, die teure, von der anderen Seite zuflüstert, daß soeben der Geheimrat Bellheim bei ihr leise angetippt habe, ob sie eine Verbindung zwischen seiner Therese und ihrem Max nicht gern sehen würde.

„Denke doch nur," flüsterte die Präsidentin, „solch ein schweres Goldfischchen! Da kann doch unser Käthchen wirklich ihren Leutnant kriegen! — Und er ist solch ein prachtvoller Mensch!"

Erstaunlich bleibt es, wie Mütter immer die Partei ihrer Kinder nehmen, ganz gleich, ob sie zwei ganz entgegengesetzten Richtungen zustreben.

Jedenfalls endete dieses Jubiläumsmahl mit einer zweifachen Verlobung.

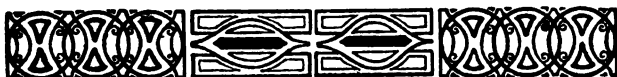
Beim Nachtisch kreiste die Geschichte der Visitenkarten um die Tafel, und zwar so, wie sie sich wirklich und wahrhaftig begeben hatte.

Dies war das Werk von Karlchen selbst, der durch einen Magistratsdiener zu seinem Bruder ins Stadthaus entboten und dort unter Androhung sofortiger Einsperrung und späterer Hinrichtung dazu bewogen worden war, rückhaltlos die Wahrheit zu bekennen.

Der Herr Oberst hat lange nicht so gelacht, und weil es doch nun einmal das Schicksal so gewollt hatte, so versöhnte er sich wirklich mit dem Herrn Oberpfarrer. Auch die übrigen Beteiligten stimmten in das brausende Gelächter ein, das nach Vortrag der Tatsachen durch den Bankettsaal klang.

Bloß Karlchen war nicht zufrieden. Denn das Kartenabwerfen war ihm nun versalzen auf ewige Zeiten.





# Tomatenkonserven für den Winter.

Von M. Elsner.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Es ist noch nicht zu lange her, daß die Tomate, jene schön geformte, saftstrotzende Frucht, die in ihrem glänzendroten Gewande einen so appetitlichen Anblick gewährt, sich auch in der deutschen, besonders in der norddeutschen Küche den ihr gebührenden Platz erobert hat. Vor wenig Jahrzehnten noch waren die in südlichen Ländern und in Frankreich seit langem gebräuchlichen mannigfachen Verwendungsarten der aromatisch säuerlichen, in rohem Zustande allerdings nur für eine kleine Zahl von Liebhabern verlockenden Frucht bei uns fast ganz unbekannt, und sie erschien dementsprechend nur in geringen Mengen auf unseren Märkten; heute aber, wo jede deutsche Hausfrau gelernt hat, den angenehm würzigen Geschmack der Tomate ebensowohl für Salat- und Gemüseschüsseln als für vorzügliche Suppen und pikante Soßen zu verwerten, ist die Zufuhr eine so große und der Preis ein so wohlfeiler geworden, daß sich die ausgiebigste Verwendung auch vom praktischen Standpunkt aus empfiehlt.

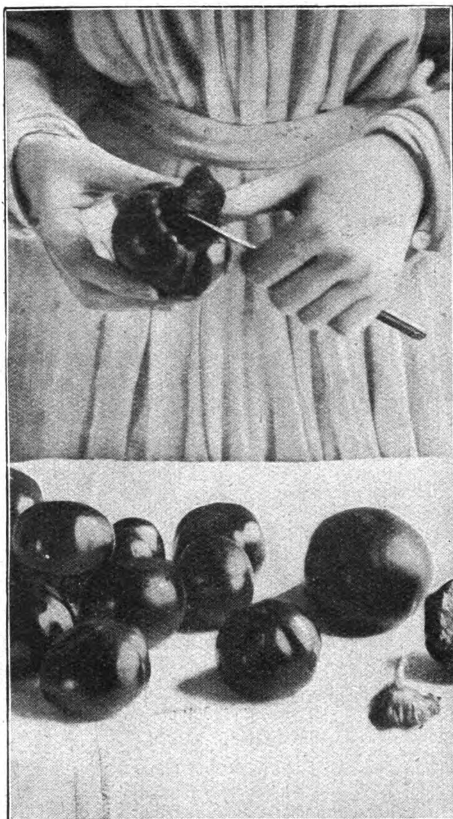
Solange sie in frischem Zustande erhältlich ist, spielt die Frucht jetzt wohl in jeder besseren Küche eine ebenso wichtige Rolle wie jedes andere Sommergemüse, während der Wintermonate aber pflegt sie

in den meisten Haushaltungen aus dem einzigen Grunde vom Speisezettel zu verschwinden, weil die Köchin sich alsdann auf die erheblich kostspieligeren Konserven angewiesen sieht, die noch dazu in bezug auf Güte und Ausgiebigkeit oft sehr weit hinter der frischen Frucht zurückstehen. Wir glauben uns darum den Dank unserer Leserinnen zu verdienen, wenn wir ihnen hier ein Verfahren mitteilen, nach dem sie sich mit ganz geringfügigem Kostenaufwande selbst eine Tomatenkonserve herstellen können, die an Dauerhaftigkeit, Wohlgeschmack und



Man reinigt die Tomaten durch sorgfältiges Abtrocknen mit einem weichen Tuche.

leichter Verwendbarkeit nicht das geringste zu wünschen übrig läßt, und deren Vorhandensein sicherlich in jeder Küche als eine große Annehmlichkeit empfunden werdenwird. Es gibt der Konservierungsarten ja eine ganze Menge. Man kann die Tomate ebensowohl in Salz, in Essig oder zu Mus eingekocht aufbewahren. Den Vorzug vor allen diesen Methoden aber verdient unseres Erachtens die Herstellung einer fertigen Tomatensoße, die zu Rindfleisch, zu Eiern, zu Nudelspeisen und zu vielen anderen Gerichten entweder ohne



Die harten Stellen um den Stielansatz werden durch Ausschneiden entfernt.

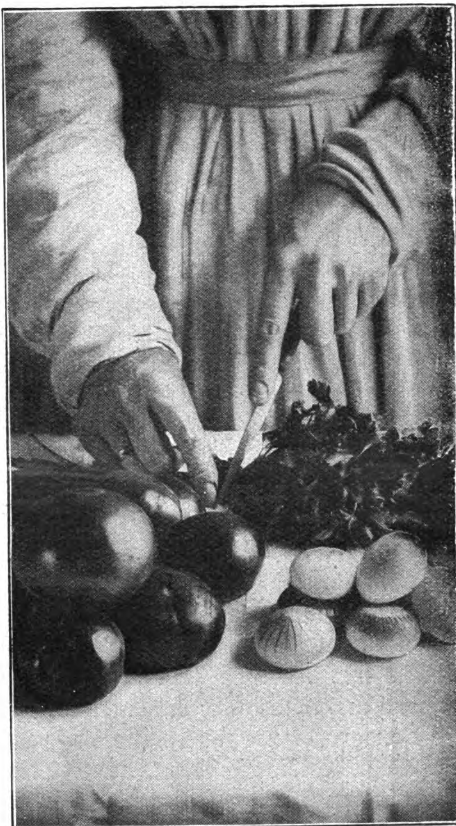
weiteres oder mit entsprechender Zutat von Fleischbrühe genossen und als Grundlage für eine würzige, allgemein beliebte Suppe verwendet werden kann.

In der zweiten Septemberhälfte, wenn große Mengen tadelloser und schön ausgereifter Früchte zu billigen Preisen auf den Märkten zu erscheinen pflegen, ist der geeignete Zeitpunkt für die Schaffung des überaus nutzbringenden Wintervorrats gekommen, und die Einfachheit des Verfahrens wie die Wohlfeilheit der erforderlichen Zutaten sollte jede Hausfrau wenigstens zu einem Versuch bestimmen, dessen Erfolg sie die aufgewendete Mühe gewiß nicht bereuen lassen wird.

Wie bei allen anderen Konserven ist für das Gelingen eine sorgfältige Auswahl des Materials unerläßliche Voraussetzung. Wer etwa in der angenehmen Lage ist, die Tomaten aus dem eigenen Garten zu beziehen, der wähle zum Einkochen nur solche Früchte, die während einer Reihe warmer und sonniger Tage rasch zur Reife gelangt sind, die eine schön rote, durch keinerlei schwarze Flecken beeinträchtigte Färbung aufweisen und sich überall gleichmäßig elastisch anfühlen. Er vermeide es, sie unmittelbar nach regnerischen oder nebligen Tagen zu pflücken, halte vielmehr seine Ernte an einem schönen, trockenen Morgen, wenn die Tautropfen nicht mehr auf den Gräsern blinken. Wer die Früchte auf dem Markte kaufen muß, der sehe darauf, nur voll ausgereifte zu erhalten, die auch um den Stielansatz herum nicht mehr grünlich gefärbt sind, und er gebe den großen den Vorzug vor den kleineren. Auch möglichst kugelige Form ist als Kennzeichen einer vollfleischigen und saftreichen Frucht anzusehen.

Die Niedrigkeit des Preises wird der gewissenhaften Hausfrau gestatten, noch im Beginn des Verfahrens

alle Stücke auszuscheiden, die sich als nicht genügend reif, als hartfleischig oder wässerig erweisen; denn Früchte von solcher Art würden nur danach angetan sein, ihr durch den ungünstigen Einfluß auf Gehalt und Geschmack der Konserve die Freude an dem fertigen Werke zu beeinträchtigen.

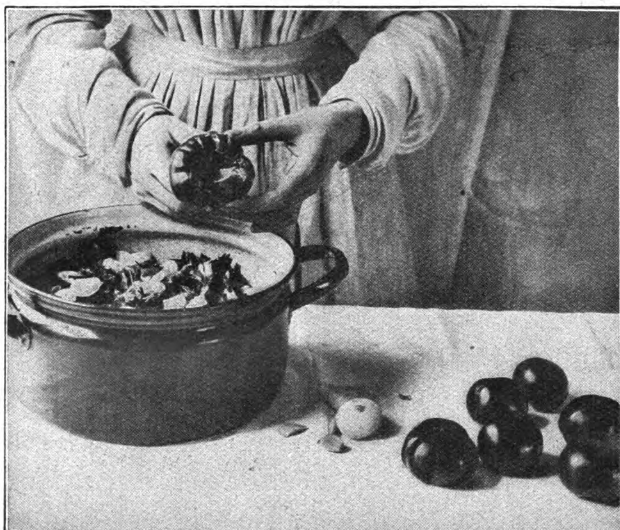

Die Zutaten werden hergerichtet.

Gekaufte Tomaten sind sorgfältig zu waschen und zu trocknen, während bei frisch gepflückten die Reinigung mit einem sauberen Küchentuche genügt. Dann wird mit einem scharfen und spitzen Messer rund um den Stielansatz herum ein Stück ausgeschnitten, weil es hier fast immer harte, faserige und

bittere Stellen gibt, die nachteilig auf den Geschmack des ausgekochten Saftes einwirken könnten. Der Rest der Frucht aber wird, je nach Größe, in vier bis acht Stücke geteilt, die man zunächst in ein irdenes Gefäß tut, bis sie in dem kupfernen Kochgeschirr mit den vorbereiteten Zutaten gemischt werden können. Diese Zutaten sind: einige kleine Zwiebeln, Petersilie, Salz, Pfeffer und — sofern es sich mit dem besonderen Geschmack verträgt — ein wenig Knoblauch, den man in der französischen Küche als nahezu unentbehrlich ansieht. Die Zwiebelchen werden in möglichst kleine Stücke geschnitten und die Petersilienbüschelchen so von den Stengeln abgetrennt, wie unsere dritte Abbildung es erkennen läßt. Auf ein Pfund Tomaten rechnet man vier oder fünf Stengelchen dieses Küchenkrautes, während sich die Hausfrau die Menge der beizufügenden Zwiebeln auf Grundlage der Vorschrift berechnen mag, daß fünfundzwanzig Pfund Tomaten mit etwa einem Liter Schalotten zu würzen sind. Mit dem Salz braucht man nicht gar zu ängstlich zu sein; auf die Pfefferzutat aber wird man überall da, wo keine besondere Vorliebe für besonders pikante Soßen besteht, ebenso unbedenklich verzichten können wie auf den Knoblauch, gegen dessen scharfen Geschmack in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes geradezu eine ausgesprochene Abneigung vorhanden ist.

Von großer Wichtigkeit für ein gutes Gelingen ist die Wahl des Kochgeschirrs. Den Vorzug vor jedem anderen verdient der Kupferkessel, dessen man sich zur Herstellung von Konserven und Konfitüren ausschließlich bedienen sollte, weil er nicht nur Früchten und Gemüsen am besten ihre ursprüngliche Farbe erhält, sondern weil auch die Gefahr des lästigen „Ansetzens" an den Boden bei diesem Metall am geringsten ist. Hat

man einen Kupferkessel nicht zur Verfügung, so wähle man ein emailliertes Kochgeschirr, dessen Inneres indessen noch völlig tadellos sein muß, denn überall, wo der schützende Überzug abgesprungen ist, würde sich die Masse unfehlbar an den Boden ansetzen, und der dadurch erzeugte abscheuliche Geschmack würde den



Die zerkleinerten Tomaten werden mit den Zutaten in einen Kupferkessel gegeben.

ganzen Aufwand an Mühe und Kosten zu einem nutzlos vergeudeten machen. Einem Wasserzusatz behufs Verhinderung des Anbrennens ist durchaus zu widerraten. Die Tomate mit ihrem überreichen Saftgehalt bedarf desselben nicht, und der Gefahr, daß sich Petersilienblättchen oder Stücke der Schale am Boden festsetzen, würde auch durch die Wasserzufuhr nicht vorgebeugt werden.

Um ihr zu begegnen, bediene man sich vielmehr einer anderen, wirksameren Vorsichtsmaßregel, indem man vor dem Einfüllen des zerkleinerten und mit den Zutaten vermengten Tomatenfleisches einige besonders



Das gekochte Fruchtfleisch wird durch ein emailliertes Sieb getrieben.

saftige, unzerteilte Früchte mit den Händen über dem Kochgefäß auspreßt, so daß der Boden desselben mit dem Safte vollständig bedeckt ist. Es wird dann nur noch verhältnismäßig geringer Aufmerksamkeit bedürfen, um jedes Anbrennen zu verhindern.

Will man größere Mengen einkochen, so geize man nicht mit der Zeit und lasse sich die Mühe nicht verdrießen, den zu verarbeitenden Vorrat in mehrere Portionen zu teilen. Mehr wie zwanzig Pfund

Tomaten auf einmal sollte man nicht abkochen. Man wird für den geringen Mehraufwand an Arbeit durch ein um so sichereres Gelingen vollauf entschädigt werden.

Das Kochen selbst erfordert einige Sorgfalt insofern, als es sich nicht zu rasch vollziehen darf. Man bringe das Gefäß, das selbstverständlich nicht bis zum Rande gefüllt sein darf, deshalb auf ein nicht zu starkes Feuer, das man erst nach Verlauf von fünfzehn bis zwanzig Minuten, wenn die ganze Masse gleichmäßig



Der gewonnene Saft wird durch ein Haarsieb gegossen.

vorgewärmt ist, zu größerer Glut anfachen darf. Sobald sie zu kochen beginnt, darf man das Gefäß nicht mehr verlassen, sondern muß unter beständigem Umrühren darauf bedacht sein, ein gar zu stürmisches

Kochen zu verhindern, weil das von erheblichem Nachteil für die Beschaffenheit der Konserve sein würde.

Je nach der Menge der einzukochenden Früchte bedarf es einer Kochzeit von fünfundvierzig bis zu sechzig Minuten. Den richtigen Zeitpunkt, um die Masse vom Feuer zu nehmen, erkennt man am besten

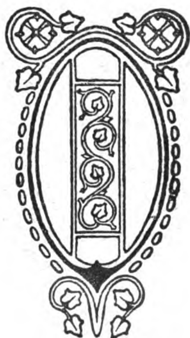


Einfüllen der fertigen Konserve in Gläser.

daran, daß die Schalotten ganz weich sein müssen. Nun treibe man die dickflüssige Masse durch ein emailliertes Sieb, vermeide aber, sich dazu eines metallenen Stößels zu bedienen. Ein hölzerner Stößel ist am zweckmäßigsten. Da immerhin noch einige Kerne und Stückchen der Schale mit durch das Sieb gelangen werden, ist es empfehlenswert, den gewonnenen Saft vor dem Einfüllen in die Gläser nochmals durch ein

nicht zu feines Haarsieb laufen zu lassen, das alle unerwünschten Beimischungen zurückhält.

Den abgekühlten Saft, der die fertige Tomatenkonserve darstellt, füllt man am besten in Halblitergläser, wobei man darauf bedacht ist, einen Raum von ungefähr einem Zentimeter Höhe unterhalb des Randes leer zu lassen. Die Gläser werden in der üblichen Weise verschlossen und im Wasserbade noch eine weitere halbe Stunde lang gekocht. Die Haltbarkeit der so gewonnenen, verwendungsfertigen Tomatensoße ist sehr groß, und man kann sich jedenfalls des Genusses der beliebten Würze so lange erfreuen, bis wieder vollsaftige frische Früchte auf dem Markte erscheinen.





# Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Ein ärztliches Honorar.** — Die Witwe des verstorbenen Gymnasiallehrers Sohrmann, Frau Hedwig, saß über dem Rahmen gebeugt und stickte in fliegender Eile Weißwäsche, die bis zum Abend fertig und im Geschäfte abgeliefert sein mußte. Zwar sah sie durch das viele Sticken noch ein wenig blasser aus als sonst wohl, aber wenn sie nur noch wenige Wochen weiter so fleißig arbeitete, dann war das Ziel erreicht.

Einen Augenblick lang ließ Frau Hedwig die Nadel ruhen und schaute auf ihr Töchterchen, das vor ihr am Boden mit einer alten Puppe spielte. Ein trauriges Lächeln glitt über ihre Züge, als sie mit zärtlichem Mutterglück die kleine zarte Gestalt umfaßte. Von all dem himmelstürmenden Glück, das sie während kurzer Ehe an der Seite des geliebten Mannes empfunden, war ihr nur die kleine Hilde geblieben.

Der Gatte war tot, Nahrungssorgen blieben ihr nicht erspart, und die blauen Augen ihres Töchterchens, in deren reinem Kinderblick sie Kraft in ihrem Leid hatte suchen wollen, waren am Erblinden.

Langsam, aber unaufhaltsam fortschreitend hatte das Übel zugenommen. Zuerst war es ihr aufgefallen, wie unsicher die Kleine nach den Dingen griff, und wie zaghaft das früher so muntere Kind sich bewegte, bis ihr eines Tages mit kaltem Entsetzen die Ahnung kam: das alles liegt an den Augen!

Noch hatte sie im Anfang sich verzweifelt gegen den Gedanken gewehrt, ihres Kindes strahlende blaue Augen sollten das Licht des Tages nicht mehr schauen. Als die Kleine aber anfing, die Gegenstände zu betasten, anstatt zu betrachten, verschwand die Selbsttäuschung, und so nahm sie eines Tages ihr Kind an die Hand und führte es mit stiller Verzweiflung im Herzen zum Augenarzte.

Der hatte die Kleine lange und gründlich untersucht und allerlei gelehrte Namen genannt. Der Sinn seiner Worte aber war gewesen, daß die kleine Hilde das Augenlicht wahrscheinlich verlieren werde. Zwar sei es nicht ausgeschlossen, daß eine bestimmte Operation erfolgreich wäre, aber eben gerade diese Operation sei außerordentlich schwierig, und er möchte bei der zarten Konstitution der Kleinen nicht dazu raten. Auch würde er auf keinen Fall die Verantwortung übernehmen.

Als der Arzt bei seinen Worten den todestraurigen Blick der Frau auf sich gerichtet sah, faßte ihn das Mitleid, und indem er seiner Eitelkeit einen Stoß gab, nannte er ihr den Namen eines berühmten Kollegen, der allein imstande sei, dem Kinde vielleicht zu helfen.

So machte sich also Frau Hedwig Sohrmann klopfenden Herzens auf zu dem berühmten Arzte, der im elegantesten Villenviertel in einem palastähnlichen Hause wohnte.

Sie stieg mit ihrem Kinde die mit Läufern belegte Marmortreppe hinauf und wurde von einem Diener in Livree in ein prunkvolles Empfangszimmer geführt.

Beklommen nahm sie in einem der eleganten Sessel Platz und überdachte ängstlich, ob ihre Mittel reichen würden, die Rechnung zu bezahlen.

Endlich, nach qualvollem Warten kam sie an die Reihe und wurde in ein Sprechzimmer gerufen, das noch weit üppiger als das Empfangszimmer ausgestattet war. Dort empfing sie ein elegant aussehender Herr, der mehr einem geschniegelten Weltmanne denn einem vielbeschäftigten Arzte ähnlich sah. Doch verlor sich dieser Eindruck, als er die Kleine mit schärfster Aufmerksamkeit zu untersuchen begann.

Für Frau Hedwig dehnten sich die Sekunden zu Ewigkeiten, und während ihr Herz bis zum Halse hinauf klopfte, preßte sie die Fingernägel in die geschlossenen Hände, ohne den Schmerz zu spüren.

Der Arzt war fertig mit der Untersuchung. „Die Kleine muß einige Zeit außerordentlich gut ernährt und viel in die frische Luft geführt werden. Kommen Sie in ein paar Mo-

naten wieder — ich hoffe zuversichtlich, ihr dann durch eine Operation das Augenlicht zu erhalten."

Mit einem unsagbaren Glücksgefühl im Herzen war Frau Hedwig mit ihrem Töchterchen aus dem Sprechzimmer gegangen. Sie merkte kaum, daß auf dem Flur die Frau des Arztes seidenrauschend an ihr vorbeischritt und die einfache Gestalt, die so wenig in den sonstigen Patientenkreis des berühmten Arztes paßte, verwundert musterte.

Selbst wenn die junge Frau die Gedanken der Frau Sanitätsrat hätte lesen können, hätte sie es wohl nur wenig gekümmert.

Ihr Kind, ihr Liebling sollte nicht zu ewiger Finsternis verdammt sein, die blauen Augen sollten nicht erblinden!

Erst zu Hause in ihren einfachen vier Wänden kam ihr die bange Frage: „Wovon das alles bezahlen — die besseren Lebensmittel für das Kind und die Rechnung des Arztes?"

Die kleine Witwenpension reichte bei der größten Einschränkung nur so knapp für das Allernötigste, und Frau Hedwig hatte deshalb schon öfters Stickereien für ein Ausstattungsgeschäft übernommen, um ihrem Kinde auch manchmal eine kleine Freude zu gönnen.

Nun aber galt es, nicht nur hie und da einmal ein paar Monogramme zu sticken, sondern durch angestrengtesten Fleiß Geld zu erwerben.

Und mutig machte sich die zarte, blasse Frau ans Werk. In den schönen warmen Stunden des Tages führte sie die kleine Hilde in den Wald, und was sie dadurch an Zeit zum Arbeiten versäumte, holte sie in den Abendstunden, die sich ihr jetzt bis tief in die Nacht hinein dehnten, wieder nach.

So hatte sie es möglich gemacht, ihrem Kinde die beste Nahrung zu verschaffen und eine Summe für die Rechnung des Arztes zurückzulegen.

Freilich, wenn dessen Forderung in die Hunderte ging — was dann?

Was wog das alles aber im Vergleich zu dem, was für ihr Kind auf dem Spiele stand!

Und Frau Hedwig nahm emsig die Nadel wieder auf,

unermüdlich Stich an Stich reihend, bis die Wäsche fertig gestickt und das Pensum für heute erledigt war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Operation war glänzend verlaufen. Wohl waren es für die arme Mutter bange Minuten gewesen, als man ihr Kind wegführte, während sie im Nebenzimmer warten mußte.

Fast wären ihr in dieser Zeit die Sinne vor Angst und Qual geschwunden, und nur wankenden Schrittes hatte sie folgen können, als man sie endlich an das Bettchen der Kleinen gerufen hatte.

Dort lag das Kind im verdunkelten Zimmer, zwar matt und mit einer Binde über den Augen, aber gerettet — aus dunkler, drohender Nacht dem fröhlichen, sonnigen Leben gerettet.

Da war Frau Hedwig, überwältigt von Glück, lachend und weinend vor dem Bett ihres Kindes in die Kniee gesunken.

Noch einige Zeit hatte die Kleine in der Augenklinik bleiben müssen, endlich aber stand Frau Hedwig mit ihrem Töchterchen zum letzten Male im Sprechzimmer und fragte mit leiser Stimme nach ihrer Schuld.

Einen Augenblick zögerte der berühmte Arzt. Die junge Frau schien ihm zwar in sehr einfachen Verhältnissen zu sein, sie sah aber keineswegs danach aus, als ob sie sich gerne etwas schenken ließe. Auch war er selbst durchaus nicht in der Lage, etwas zu verschenken. Trotz seiner riesigen Einnahmen war er kein reicher Mann, da er durch die großartige Lebensführung und die Ansprüche seiner Frau so ziemlich alles verbrauchte, was er verdiente. Zudem war die Operation der kleinen Hilde eine der schwierigsten Leistungen, die es auf diesem Gebiete gab, und er nahm sonst wohl ein paar tausend Mark dafür.

Noch einmal überflog er die schlichte Erscheinung der jungen Frau und forderte dann zweihundert Mark.

Erleichtert atmete Frau Hedwig auf. Wohl hingen viele mühselige Stunden angestrengten Fleißes an dem Gelde, das sie dem Arzte jetzt überreichte, aber immerhin — sie konnte es ihm doch geben und brauchte nicht um Stundung der Schuld zu bitten.

Mit herzlichen Worten des Dankes für alles, was er an ihrem Kinde getan, verließ Frau Hedwig das Sprechzimmer des Arztes.

In der Tür begegnete sie dessen Gattin, die auf den freundlichen Gruß der jungen Frau nur vornehm nickte.

Frau Hedwig hörte noch, während sie vor der Tür dem Kinde das Häubchen fester band, wie die Frau Sanitätsrat zu ihrem Gatten sagte: „Entschuldige, lieber Mann, daß ich dich während deiner Sprechstunde störe, aber ich habe kein Toilettengeld mehr und muß unbedingt einen Hut haben. Die Reichelsheim hat mir einen entzückenden Modellhut gezeigt, der trotz der zwei echten Federn nur zweihundert Mark kostet.“

Der Arzt nahm die noch auf dem Tische liegenden zehn Goldstücke, betrachtete sie noch einmal nachdenklich und gab sie dann seiner Frau mit den Worten: „Hier hast du das Geld zu deinem neuen Hute.“ E. Behle.

**Eine Heirat im Geisterlande.** — Die ärgste Tollheit, welche Spiritisten je zutage gefördert haben, ist wohl eine Heirat zwischen zwei im Kindesalter aus diesem Leben geschiedenen Geistern, die im Jahre 1869 geschlossen wurde. Der Vater der überirdischen Braut war ein sehr angesehener wohlbekannter Mann, Herr Isaak E. Caton, ein ebenso eifriger als scharfblickender Politiker. Er glaubte aber steif und fest an den Unsinn, der den folgenden Verlauf hatte.

Caton und seine Gemahlin waren seit langen Jahren gläubige Spiritisten und standen in fortwährendem Verkehr mit vielen „Medien“, vor allen mit Doktor Mansfield von New York und Professor Mott von Memphis. Während eines Besuches, den das Ehepaar im Hause des Professors Mott abstattete, wurde ihnen der Geist der vor zwanzig Jahren als dreiwöchiges Kind verstorbenen Tochter Katie vorgestellt, welche unterdessen im Geisterlande zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war. Katie erschien ihren Eltern häufig und unterhielt sich viel und gern mit ihnen. Eines Tages teilte sie mit, daß sie mit einem Sohne des Präsidenten Pierce, der vor Jahren, als sein Vater zum Präsidenten erwählt war, als zwölfjähriger Junge auf der Eisenbahn ver-

unglückt war, verlobt sei, und daß die Heirat bald stattfinden werde. Sie gab ihnen Zeit und Ort an und versprach, das Hochzeitsmahl mit ihrem Gatten gemeinschaftlich im Hause der Eltern einzunehmen, vorausgesetzt, daß ihnen ein „Kabinett“ eingerichtet werde, wie es die Geister der Spiritisten zu ihrem Verkehre mit den Sterblichen zu benützen lieben. Dies geschah. Der bestimmte Tag, der 20. Juni 1869, fand alles in Ordnung. Im Hause der Eltern der Geisterbraut war eine gewählte Gesellschaft versammelt, darunter Professor Mott mit Gattin, Doktor Dooley, H. D. Mackay und andere Geisterbeschwörer. Mott und Dooley nahmen in dem Kabinett Platz, denn es erforderte bedeutende magnetische Kraft, zwei Geister zugleich zu „verkörpern“. In dem halbdunklen Zimmer nebenan war der Tisch für das Hochzeitsmahl gedeckt. Die Gäste nahmen Platz. Zwei Sitze waren für Braut und Bräutigam bestimmt. Vor jedem stand ein schöner Blumenstrauß, wie es die Braut gewünscht hatte. Nachdem die Gäste kurze Zeit gewartet, wurde die Ankunft des jungen Ehepaares im Kabinett angekündigt.

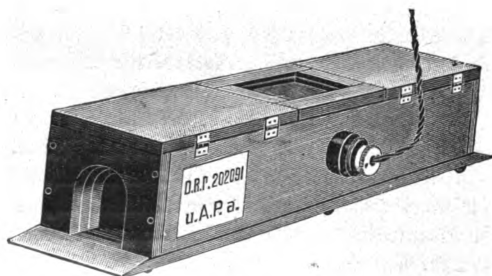
Einer nach dem anderen traten die Gäste nun an die Öffnung des Kabinetts und unterhielten sich mit den Geistern, die sehr deutlich und ganz wie lebende Menschen erschienen. Dann traten beide Geister aus dem Kabinett, schritten durch das Speisezimmer und nahmen die ihnen vorbehaltenen Plätze ein. Die Geisterdame trug ein reiches Atlaskleid, blendendweiß wie Sonnenlicht, den Brautschleier und Orangenblüten in den Locken. Der Geisterbräutigam war in elegantem schwarzen Anzug mit weißer Weste und trug eine vollblühende Rose im Knopfloch. Nachdem das Paar die Glückwünsche der Anwesenden entgegengenommen und ihnen dafür alle Einzelheiten über die Hochzeitsfeier im Geisterlande mitgeteilt, streifte es die irdische Hülle wieder ab und zog sich in seine überirdische Heimat zurück, wenn es nicht etwa auf eine Hochzeitsreise durch das Weltall gegangen ist.

Am Tage, nachdem vorstehende Darstellung in einer Leavenworther Zeitung erschienen war, veröffentlichte Herr Caton eine Erklärung in derselben, worin er nicht bloß für die Wahr-

heit der obigen sonderbaren Geschichte einstand, sondern auch hinzufügte, er habe durch Vermittlung des Doktors Mansfield in New York folgenden Brief von seiner Tochter erhalten: „Teuerste Eltern! Ich bin heute so viel als möglich um euch gewesen und habe eure große Freude gesehen. Mein Gatte, Benjamin Pierce, seine teuren Eltern, Tante Sara Jahne und Base Mary K. Jewett lassen euch grüßen. Wenn ich mehr Zeit haben werde als jetzt, will ich mehr von mir hören lassen. Ich umarme euch beide. Sara Katharine Caton-Pierce."

Dieser Unsinn hat gewiß den Spruch des alten Ben Akiba, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, zunichte gemacht. C. T.

**Neue Erfindungen:** I. Elektrische Rattenfalle. — Die enorme Schädlichkeit der Ratten ist bekannt, ihre große Vermehrung bildet eine ständige Gefahr, da diese Nager ja auch die Verschlepper von Krankheiten bei Menschen und Tieren



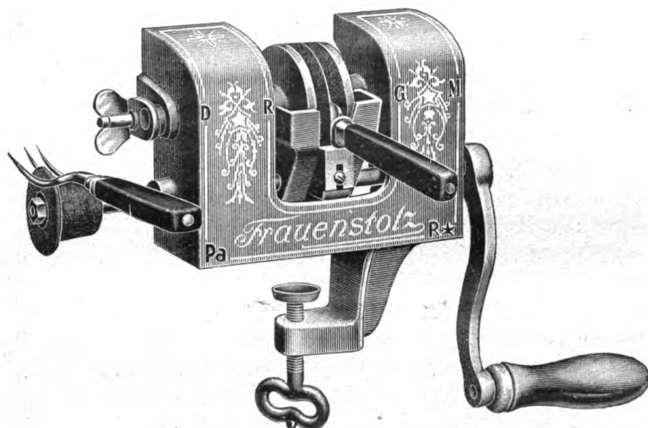

Elektrische Rattenfalle.

sind. Trichinöses Fleisch ist bei Schweinen nur auf die Ratten zurückzuführen. Und wer ist der Einschlepper der Pest? Die Ratte! Vorratskammer und Keller im Hause, Getreidespeicher, Zuckermagazine, Lagerhäuser, Schiffe erleiden großen Schaden dadurch, daß diese Tiere ungeheure Mengen von Lebensmitteln verzehren, eine Unmenge davon verschleppen und den Rest durch Annagen oder Beschmutzen unbrauchbar machen. Mit allen erdenklichen Mitteln rückt man ihnen daher zu Leibe:

von der gewöhnlichsten Falle angefangen, mit Gift, Ausgasung und mit Hunden, jetzt sogar mit Elektrizität, die in Wien und Charlottenburg sehr günstige Erfolge ergab.

Die Firma „Neuheiten-Industrie Pliff“ G. m. b. H., Charlottenburg 5, Oranienstraße 11, bringt eine elektrische Rattenfalle in den Handel. Diese besitzt zwei Eingänge; oberhalb der Köderhaken, woran die Lockmittel befestigt werden, ist ein verglaster Rahmen, der dem Tiere die Witterung zukommen und den Köder sehen läßt, was den Reiz doppelt erhöht. Die Ratten, die sehr mißtrauisch sind, gewinnen Zutrauen dadurch, daß sie vor dem Eingange durch und durch sehen können; hat das Tier die Falle betreten, so gibt es kein Entrinnen, das Tier schließt selbst den elektrischen Strom und ist in wenigen Sekunden getötet. Bei dieser elektrischen Hinrichtung fällt jede Verunreinigung der Falle fort, da das Tier nicht der Todesangst, wie durch Schlageisen, Schnappfallen usw., ausgesetzt ist.

II. Messerputzmaschine „Frauenstolz“. — Die in der untenstehenden Abbildung veranschaulichte Messer-




Messerputzmaschine „Frauenstolz“.

putzmaschine, von der Firma Louis Paul u. Co. in Radebeul-Dresden in einer Neuverbesserung in den Handel gebracht,

führt den schönen Namen „Frauenstolz“, womit angedeutet wird, daß mit dieser Maschine etwas Vorzügliches geschaffen ist. Die Maschine enthält zwei kreisrunde, weiche Sämischlederscheiben, sie hat keine belederten Gummiringe mehr, denn diese sind es, welche der Hausfrau Verdruß und Geldkosten bereiten, weil durch Unachtsamkeit der Mädchen die Messer oft die Ringe zerschneiden. Die Sämischlederscheiben stehen den Gummiringen an Wirksamkeit nicht im geringsten nach, übertreffen diese jedoch an Größe der Putzfläche.

Als besonderer Vorteil muß erwähnt werden, daß bei der neuen Putzeinrichtung die Messer stets scharf erhalten bleiben und niemals stumpf werden, eine Erscheinung, die bei Verwendung von Gummiringen sehr unangenehm empfunden wird. Die Maschine schmirgelt selbsttätig und sparsam, da der nicht verbrauchte Schmirgel stets in den Behälter zurückfällt; sie kann sowohl in der Mitte des Tisches wie an den Ecken angeschraubt werden, während andere Maschinen nur auf die Eckplätze angewiesen sind, auch vermeidet sie den leicht der Abnützung unterworfenen Winkelantrieb und ist trotzdem kräftig im Triebwerk und billig im Preise.

**Die böse Sieben von Quesnitz.** — In dem bei Weißenfels gelegenen großen und wohlhabenden Dorfe Quesnitz, dem Stammsitze der freiherrlichen Familie Bothfeld, lebte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Wirtin, die zwar gutmütig, häuslich und tugendhaft war, jedoch, wenn sie gereizt wurde, sogleich überaus heftig zu werden und von Scheltworten sehr bald zu Tätlichkeiten überzugehen pflegte. Es waren Fälle bekannt, in denen die erzürnte Frau den von ihr Gemaßregelten ganze Bündel von Haaren ausgerissen und mehrere Rippen gebrochen hatte, und sie galt daher für die gefährlichste Frau im ganzen Lande und führte im Volksmunde den Beinamen „die böse Sieben von Quesnitz“.

Die Wirtin war schon in jungen Jahren Witwe geworden und verwaltete als solche ihre Wirtschaft ganz ordnungsmäßig, war auch im Verkehr mit Leuten, welche ihre Eigentümlichkeit kannten und ihr Verhalten gegen sie danach einrichteten, keineswegs unhöflich, sondern vielmehr entgegenkommend, freund-

lich und gefällig und hatte nicht selten selbst Proben von wirklicher Herzensgüte und Wohltätigkeit abgelegt. Nur durfte man sie, wollte man mit ihr auf gutem Fuße bleiben, nicht reizen und auch den gedachten Beinamen in ihrer Gegenwart nicht aussprechen.

Eines Tages war der Herzog von Sachsen-Eisenach, da er auf einer Reise nach Leipzig von einem Unwetter überrascht wurde, genötigt, auf dem gastfreien Rittersitze des Herrn v. Bothfeld zu übernachten. Dabei wurde seine Dienerschaft nebst mehreren Kammerhusaren im Wirtshause einquartiert und von der Wirtin freundlich empfangen und gut verpflegt.

Als die Wirtin sich anschickte, die Pferde der Kammerhusaren zu füttern, wollte sich einer, der als Spaßvogel galt, einen Scherz mit ihr erlauben und bat sie, doch den Hafer auch wirklich den Pferden zu geben und nicht etwa selbst zu verzehren, da sie ja dafür bekannt sei, daß sie alles fresse, was ihr zu nahe komme. Die Antwort der Wirtin bestand in einer fürchterlichen Ohrfeige, welche den Kammerhusaren zu Boden warf, worüber seine Kameraden laut lachten.

Wütend sprang der Gezüchtigte auf und wollte sich auf die Wirtin stürzen, erhielt aber von dieser einen so kräftigen Fußtritt, daß er abermals zu Boden purzelte.

Da entfuhr ihm der Ausruf: „O du böse Sieben von Quesnitz!“

Nun schickten sich auch seine Kameraden an, ihm beizustehen. Die aufs höchste erzürnte Wirtin jedoch ergriff eine in der Nähe stehende Dunggabel und ging damit den Husaren zu Leibe, worauf diese zunächst flüchteten, dann aber mit ihren Säbeln bewaffnet zurückkehrten und gemeinschaftlich auf die wütende Hausfrau eindrangen. Der Tumult wurde nun so stark, daß einige Zuschauer in die Kirche eilten und die Sturmglocke zogen, um Hilfe herbeizurufen, und der Herzog mit Herrn v. Bothfeld auf dem Kampfplatz erschien.

Die zürnende Wirtin hatte inzwischen mit ihrer Dunggabel sämtliche acht Kammerhusaren in Schach gehalten, und selbst dem Befehle des Herzogs, den Kampf einzustellen, bot sie Trotz. Da beschloß man auf den Rat des Herrn v. Both-

feld, die rabiate Frau mit List zu überwältigen. Die Kammerhusaren zogen sich auf einen Wink ins Haus zurück, die Wirtin lief ihnen mit geschwungener Dunggabel nach und konnte nun im Hausflur eingesperrt werden.

Der Herzog ließ den Kammerhusaren, der durch seinen ungeschickten Scherz den Streit veranlaßt hatte, nach Eisenach zurücktransportieren und vier Wochen lang bei Wasser und Brot einsperren, die tapfere Wirtin aber sprach er wegen ihres so mutigen Verhaltens bei der Wahrung ihrer Ehre und ihres Hausrechts von aller Strafe und Verantwortung frei, ermahnte sie jedoch ernstlich, sich künftighin in ihrer Selbsthilfe mehr zu mäßigen. Sie starb in hohem Alter im Jahre 1780. R. v. B.

**Der Tod in der Volkssage.** — Der Tod, das ungelöste Rätsel des menschlichen Lebens, hat dem phantasiereichen Gemüt des deutschen Volkes vielfach Stoff zu Sagen und Märchen geboten, die in ihrer Einfachheit und Innigkeit rührend wirken.

Ein müder Wanderer schreitet des Weges dahin, dem längst verlassenen Vaterhause zu. Ein an Freude und Leid reiches Leben liegt hinter ihm, er sehnt sich nach Ruhe, und nur die unendliche Liebe zur Heimat gibt seinen müden Gliedern die Kraft zu dieser letzten Wanderung. In einem dunklen Walde gesellt sich zu ihm ein anderer Wanderer. In freundlichem Ernst schreitet er schweigend neben ihm her. „Sind wir bald daheim?“ fragt endlich sehnsuchtsvoll der erste Wandersmann. Der Fremde erhebt die Hand und zeigt auf ein nicht mehr fernes Haus mit hellerleuchteten Fenstern. Sie eilen darauf zu und erreichen die Schwelle. Da wird dem müden Wanderer weh und doch so wohl ums Herz, er sinkt zu Boden. „Wir sind daheim,“ spricht freundlich der fremde Pilger, „denn ich bin der Tod.“

Eine hochpoetische Anschauung tritt uns hier entgegen: der Tod ein Freund, ein treuer Begleiter der Erdenpilger, der sie sicher ins Vaterhaus zurückführt.

Auch sonst betrachtet man den Tod als den Erlöser von Erdenleid und Erdenlast, uud die Gestalt Ahasvers, des ewigen

Juden, der sich nach dem Tode sehnt, ihn aber nicht erreichen kann, warnt die Menschen, den Tod nur als Bringer des Schreckens zu betrachten. Lenau hat diesem Gedanken in seinem Gedicht „Ahasver" ergreifenden Ausdruck verliehen. Ohne Ruhe und Rast, ohne Friede und Freude, ohne Aussicht auf Befreiung von den irdischen Fesseln schleppt sich der Unglückliche von Jahrhundert zu Jahrhundert und führt den an der Erde hängenden Menschen vor Augen, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei.

Das Volk kann nicht glauben, daß der Mensch dem irdischen Dasein mit einem Schlage entrückt werde; es läßt darum die Verstorbenen vielfach noch einige Zeit auf der Erde wandeln. Dieser Volksglaube ist uralt und stammt aus der Zeit, da noch der Ahnenkultus blühte. So ist es in manchen Gegenden unseres Vaterlandes noch heute Sitte, Kuchen und Lichter für die umherirrenden Seelen auf den Weihnachtstisch zu stellen, ein Brauch, der etwas Rührendes an sich hat. Man glaubt auch, daß jeder Tote noch einmal in sein Haus zurückkehre, ehe er für immer Abschied nimmt. Dieses Wiederkommen sucht man ihm im Osten Deutschlands zu erleichtern, indem man ein Bund Stroh auf den Weg legt, damit sich der Entschlafene auf seinem letzten Gang darauf ausruhen kann.

Sonst gilt im allgemeinen die Wiederkehr der Toten als qualvoll für diese und unglückbringend für die Lebenden; deshalb gilt es, alles zu vermeiden, was ihre Grabesruhe stören könnte. Hierher gehört besonders der altgermanische Volksglaube, daß die dem Toten nachgeweinten Zähren ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. In der Edda bittet der begrabene Helgi seine Gemahlin Sigrun, die „sehrenden Tropfen" zu stillen, da ihm jeder derselben blutig auf die Brust falle, ein Gedanke, der in einem schwedischen Volksliede wiederkehrt, wo die Tränen der Braut das Herz des gestorbenen Bräutigams mit Blut anfüllen. Auch das Märchen vom Tränenkrüglein erinnert hieran. Es berichtet vom Tode eines zarten Mägdleins, dem die Mutter täglich viele Tränen nachweinte. Da erschien ihr in einer Nacht die Tochter mit einem bis an den Rand gefüllten Krüglein; es enthielt die Tränen der untröst-

lichen Mutter. Flehend bat das Mädchen diese, ihrem Schmerz und ihren Tränen Einhalt zu tun, da es keine Ruhe im Grabe finden könne, wenn das volle Krüglein überlaufe. Und die Mutter weinte hinfort nicht mehr, um den Frieden ihres Lieblings nicht zu stören.

So weckte auch Leonore in der Bürgerschen Ballade durch ihre Klagen den in fremder Erde ruhenden Geliebten zu gespenstigem Ritt.

Daß der Tod das Band zwischen zwei in inniger Liebe verbundenen Menschen nicht sofort zu zerschneiden vermöge, ist ein weitverbreiteter Glaube. Ergreifend sind die Volkssagen von den Müttern, welche der unerbittliche Tod von den Säuglingen hinweggerafft, die der mütterlichen Liebe und Sorge mehr als andere bedürfen. So berichtet die Sage von einer Mutter, die allnächtlich aus dem Grabe aufstand, um das Neugeborene zu versorgen, und ihren Besuch so lange wiederholte, bis sie das Kind geborgen wußte. Eine andere Mutter entstieg dem Grabe, um die Kinderwäsche an den Grabkreuzen aufzuhängen. Der herzlose Türmer verspottete das über das Grab hinaus sorgende Mutterherz und hing sein Taschentuch zum Turmfenster hinaus. Der gereizte Geist steigt an dem Turm empor, um den Übermütigen zu strafen. Schon ist er ihm nahe, da schlägt der Wächter angsterfüllt an die Glocke; bei dem Ton fällt das Gerippe herab und zerschellt an den steinernen Stufen.

Mag sich auch mancher von solchen Gespenstergeschichten abwenden, es liegt ein schöner und inhaltvoller Glaube darin, der Glaube an die nie aufhörende Mutterliebe, der nicht einmal der Tod ein Ziel setzen kann.

Zahlreich sind die Sagen, nach denen der Tod den Menschen vorher angekündigt wird. Zu den bekanntesten gehört die von dem spanischen Nationalhelden Cid. Auch von dem Kloster Corvey an der Weser berichtet die Sage, daß jeder Mönch drei Tage vor seinem Tode eine weiße Lilie auf dem Sitz seines Chorstuhls vorfand. Er ging dann zu dem Abt, machte ihm Mitteilung von seinem bevorstehenden Abscheiden und erwartete unter frommen Gebeten seine Todesstunde. Da

trug es sich zu, daß eines Morgens die Lilie auf dem Stuhl eines jungen, lebensfrohen Mönches lag, der zum Sterben noch keine Lust verspürte. Er legte deshalb die Blume heimlich in den Chorstuhl eines hochbetagten Klosterbruders. Der starb jedoch nicht, denn der Tod ließ sich nicht täuschen; nach drei Tagen fand man den jungen Mönch tot in seiner Zelle. Aber die weiße Lilie ward seit jener Zeit nicht mehr gesehen.

Als Begleiter und Bote des Todes erscheint häufig der Schwan. Eine süddeutsche Sage berichtet, daß einstmals ein Knabe an den grünen Gestaden eines Sees spielte, als sich drei Schwäne näherten, deren leuchtendes Gefieder die Aufmerksamkeit des Kindes erregte. Sie lockten es in die Tiefe. Wunderschöne Jungfrauen führten den erstaunten Knaben in einen prächtigen goldenen Palast, wo sie mit ihm spielten, tanzten und sangen. Nach einiger Zeit aber ergriff das Kind ein unwiderstehliches Heimweh nach seiner Mutter, und es kehrte in das Elternhaus zurück. Doch schon nach drei Tagen starb es vor Sehnsucht nach der in kristallener Tiefe geschauten Herrlichkeit. So oft darum der Schwan erscheint, verkündet er jemand den nahen Abschied von der Erde.

Am Gedächtnistage unserer Entschlafenen tritt die Gestalt des gewaltigen Todes mächtiger als sonst vor unser Auge. Die Jahreszeit, in welche der Totensonntag fällt, entspricht der traurigen Bedeutung des Tages. Die Natur predigt irdische Vergänglichkeit, das Laub der Bäume liegt modernd auf dem fahlen Rasen, den Himmel verhüllen graue trübe Wolken, die Sänger der Fluren und Wälder sind davongezogen, nur das heisere Krächzen der Krähen tönt durch die neblige Herbstluft. Vergänglichkeit predigen die langen Gräberreihen auf den Friedhöfen, zu denen wir wandern, um frische Liebeszeichen auf die stillen Hügel zu bringen.

Da steigt wohl in mancher Brust die Frage auf: Was ist uns das Leben? Was ist uns der Tod? v. B.

**Ein Frauenkenner.** — Die Königin Elisabeth von England hatte eines Tages einen Fuhrmann nach dem Schlosse Windsor bestellt, um einen Teil ihrer überaus reichhaltigen Garderobe nach einem anderen Schlosse bringen zu lassen, da sie ihren

Aufenthaltsort wechseln wollte. Als der Fuhrmann in Windsor anlangte, wurde ihm jedoch von der Dienerschaft mitgeteilt, Ihre Majestät habe sich noch nicht darüber schlüssig machen können, nach welchem Schlosse die Sachen gebracht werden sollten. Der Fuhrmann kehrte um und sprach gegen Mittag noch einmal im Schlosse vor; aber auch jetzt war die Königin noch zu keinem Entschlusse gelangt, und so wurde der Wackere denn abermals mit dem Bescheide abgewiesen, am Nachmittag wiederzukommen.

Als nun aber auch um diese Zeit ein Hofbediensteter dem bereits ungeduldig Werdenden eröffnete, Ihre Majestät wisse noch immer nicht genau, wohin die Fahrt gehe, da lief dem Fuhrmann die Galle über, und indem er kräftig mit der Peitsche knallte, rief er dem Lakaien ärgerlich zu: „Ich sehe schon, die Königin ist auch nicht anders als meine Alte, die weiß auch nie, was sie will.“

Königin Elisabeth hatte, an einem offenen Fenster stehend, diese Worte gehört und brach nun in ein lautes Lachen aus. „Der Mann scheint die Frauen zu kennen,“ meinte sie zu ihrer Hofdame und ließ dem Fuhrmann zur Entschädigung für das lange Warten zehn Schillinge auszahlen. O. L.

**Die Konservierung der Weintrauben.** — Von den französischen Fruchthändlern wird jetzt zur Konservierung der Weintrauben ein Verfahren geübt, das ebenso einfach wie praktisch ist, da es die Trauben vom Herbst bis zum Mai hinein frisch erhält. In einem frostfreien Zimmer werden Gestelle angebracht, die mit schrägliegenden Flaschen besetzt werden. Die Flaschen sind bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Die Trauben, die aufbewahrt werden sollen, müssen so von den Reben abgeschnitten werden, daß an der Ansatzstelle nach oben und unten noch ein handlanges Rebenstück sitzen bleibt. Bevor man das untere Rebenstück in die Flasche steckt, wird es noch einmal frisch beschnitten. Alle Trauben sind darauf zu prüfen, daß sie keine fauligen Beeren enthalten. Auch sollen sich die Trauben auf den Gestellen nicht berühren, damit sie sich gegenseitig nicht drücken. Von Zeit zu Zeit ist Wasser nachzufüllen. Das eingetauchte Rebenstück saugt das Wasser auf und gibt



Konservierungskammer für Weintrauben.

es an die Trauben ab, deren Beeren dadurch frisch, prall und wohlschmeckend bleiben. Th. S.

**Ein guter Rat.** — Die Fälle, daß Leute vorübergehend sich auf einen erhaltenen Auftrag, auf den Wohnort eines Freundes oder den Wortlaut einer Firma nicht besinnen können, kommen häufig genug vor. Dann und wann soll es sogar geschehen sein, daß einem sein eigener Name entfällt, was auf schwere Erschöpfung des Nervensystems durch Nachtwachen usw. schließen läßt.

Vor kurzem ist aber in Paris einem jungen Engländer das drollige Erlebnis passiert, daß er sich in einem Gasthofe einquartierte und dann den Namen des Hauses vergaß. Er war am Morgen nach seiner Ankunft ausgegangen, um die ihm noch unbekannte Seinestadt zu besichtigen. Nachdem er Straße auf Straße, Boulevard auf Boulevard durchstreift hatte, wurde er hungrig und müde, so daß er beschloß, nach seinem Hotel zurückzukehren, um zu speisen und einen gründlichen Mittagschlaf zu halten. Doch so sehr er sich den Kopf zerbrach, er konnte sich weder auf den Namen des Hauses besinnen noch auch auf die Straße, in der es lag. Die Kreuz- und Quergänge, die er beim Suchen vornahm, machten ihn nur noch verwirrter und ratloser, brachten aber keinen Anhaltspunkt in sein plötzlich versagendes Gedächtnis zurück, an dem er sich hätte zurückfinden können.

Unglücklicherweise konnte der junge Mann kein Wort Französisch sprechen, so daß es ihm unmöglich war, einen Vorübergehenden um Rat zu bitten. Er wußte buchstäblich nicht ein noch aus, denn all sein Gepäck samt seiner Barschaft hatte er in dem Gasthofe zurückgelassen.

Da entdeckte er auf einmal unter den Vorübergehenden einen, der auf hundert Schritte den Engländer verriet. Außer sich vor Freude stürzte er auf ihn zu und klagte ihm die eigenartige Verlegenheit, in der er sich befand.

Nachdenklich sah der Engländer eine Weile vor sich hin, denn unmöglich konnte er aus den dürftigen Angaben des jungen Mannes entnehmen, was für ein Gasthof es war, worin dieser abgestiegen war.

Da hatte er einen klugen Einfall. „Haben Sie nicht vielleicht von Ihrem Hotel aus schon einen Brief oder eine Postkarte an irgend jemand gerichtet?“ fragte er ihn.

„O doch,“ lautete die Antwort. „Ich habe an meinen Vater nach Newcastle geschrieben und ihm meine glückliche Ankunft angezeigt.“

„Und Sie haben sich dazu doch wahrscheinlich eines Hotelbriefbogens mit Aufdruck bedient oder einer illustrierten Postkarte?“

„Allerdings, ich benützte eine Postkarte mit der Abbildung des Hotels.“

„Nun, dann telegraphieren Sie nach Hause und erkundigen Sie sich, wo Sie wohnen,“ riet der Mann. „Ich führe Sie gern nach dem nächsten Telegraphenamt.“

Hoffnungsfreudig befolgte der Vergeßliche den Rat, wartete im Bureau gleich auf Antwort und ließ sich, sobald der Telegraph ihm Namen und Adresse seines Gasthofes übermittelt hatte, durch eine Droschke vergnügt „nach Hause“ befördern. C. D.

**Die Ohnmachtziegen.** — In Springhill im Staate Tennessee der Vereinigten Staaten wird auf der Ewell-Farm ein eigenartiger Ziegenschlag gehalten, der zurzeit etwa einhundert Köpfe zählt. Man nennt diese Tiere dort Ohnmachtziegen, auch Schreck- oder nervöse Ziegen, weil sie zuweilen schon bei lautem Anruf plötzlich zu Boden fallen und in Krämpfen liegen bleiben. Man hält diese Ziegen als Haustiere in so großer Menge, weil sie mit Vorliebe die jungen Zweigspitzen abfressen und dadurch in der wirksamsten Weise dafür sorgen, daß der ungemein üppige Nachwuchs des Unterholzes und Strauchwerks nicht zur undurchdringlichen Mauer wird. Diese Ziegen haben überdies die gute Eigenschaft, daß sie leichter als ihre Artgenossen zusammengehalten werden können, weil sie die Zäune nicht zu überspringen vermögen, ohne in Krämpfe zu verfallen. Die Ohnmachtziegen unterscheiden sich äußerlich kaum von den normalen Ziegen; sie sind bloß zarter gebaut. Wenn man diese Ziegen überrascht oder erschreckt, werden sie vollständig steif und fallen bei dem Fluchtversuche hin. Der Anfall dauert wenige Sekunden, worauf die Ziegen, wenn

auch das Erschrockensein noch anhält, sich bald erheben und davonlaufen. Wenn sie einmal wieder in Bewegung sind, kann man sie nicht leicht durch Erschrecken wieder zu Fall bringen, da dies erst nach Ablauf einer gewissen Ruheperiode wieder gelingt.

So weit aus den vorhandenen Beschreibungen ein Urteil geschöpft werden kann, handelt es sich bei dieser Erscheinung um eine stark gesteigerte Schreckhaftigkeit, die von den verschiedensten Sinnesgebieten ausgelöst werden kann und einen allgemeinen Muskelkrampf herbeiführt. Da die Tiere das Springen vermeiden, muß eine Unlustempfindung damit verbunden sein. Es kann aber dabei weder von einer Ohnmacht noch von einer Erschöpfung die Rede sein, weil der Krampf reflexartig eintritt, und die Empfindlichkeit für den Schreck bei fortgesetzter Einwirkung des Reizes bald aufhört. Wiederholte Schreckstarre scheint die Körperkräfte stark zu beanspruchen, aber kaum, soviel bis jetzt bekannt ist, zum Tode zu führen. Die abnorme Krampfneigung wird sicher vererbt und schlägt bei Kreuzungen sprungweise durch, geht also vermutlich nach dem Mendelschen Gesetze auf die Nachkommen über.

Über die Herkunft dieser Ziegen ist nichts Verläßliches bekannt. Sie werden auf der Ewell-Farm seit fünfzig bis sechzig Jahren gezogen und sind wahrscheinlich aus Kanada nach den Vereinigten Staaten gelangt.

Übrigens scheint dieser Fall von abnormer Schreckhaftigkeit im Tierreich nicht der einzige zu sein. An der Ostküste Sumatras gibt es ein Eichhörnchen (schwarzrot mit weißen Schultern), das so nervös ist, daß es, wenn viel Lärm gemacht wird, vor Schreck und unter Zuckungen betäubt vom Baume fällt und sodann leicht gefangen wird. Die Malaien kennen diese Schwäche und nützen sie aus. Auf der Zinninsel Banka gibt es ferner Waldhühner, die sehr klein sind, aber so große Eier legen, daß sie nach dieser Verrichtung in Ohnmacht fallen. In allen diesen Fällen handelt es sich wahrscheinlich um die Stammesvererbung einer Entartung, die vielleicht mit den Sinnesstörungen der Tanzmäuse und der albinotischen tauben Tiere verglichen werden kann. A. E.

**Ein interessantes Buch.** — Jean Jacques Rousseau, dessen Werk „Emile“ von Goethe als das „Naturevangelium der Erziehung“ bezeichnet wurde, gab im Jahre 1759 seinen in der Eremitage, dem ihm von Frau v. Epinay eingerichteten Landhaus, angefangenen Roman „Die neue Heloise“ heraus, der gewaltiges Aufsehen erregte. Besonders entzückt waren die Frauen von diesem Buch. Seinen größten Erfolg hatte es jedoch am Hofe. Als ein Beispiel von der ungeheuren Spannung, mit der es gelesen wurde, erzählt man sich folgendes.

Ein Buchhändler schickte es der Prinzessin Talmont an einem Tage, an dem ein Ball angesetzt war. Nach dem Abendessen ließ die Prinzessin sich ankleiden, um den Ball zu besuchen, und während des Frisierens begann sie den neuen Roman zu lesen. Um Mitternacht ließ sie endlich anspannen, fuhr aber fort zu lesen. Man meldete ihr, daß der Wagen vorgefahren sei, sie überhörte es. Um zwei Uhr sagte man ihr, es werde wohl bald zu spät sein, um den Ball noch zu besuchen. „Es hat noch keine Eile,“ entgegnete sie, immer weiter lesend. Endlich klingelte sie und fragte den eintretenden Diener, wie spät es sei. Man gab ihr Bescheid, daß es vier Uhr sei. „Dann ist es zu spät, um noch auf den Ball zu gehen,“ versetzte sie, „man kann ausspannen.“ Um sechs Uhr erst legte sie das Buch aus der Hand, denn jetzt war es zu Ende.

Heutzutage wird freilich wohl kaum eine Leserin dieses Interesse begreifen. A. Sch.

**Warum ist der Durst schwerer zu ertragen als der Hunger?** — Nicht nur die freiwilligen Fastenübungen der Hungerkünstler und die Erlebnisse Verschütteter beweisen es, daß sich für lange Zeit die Nahrungsenthaltung verhältnismäßig leicht ertragen läßt, wenn es möglich ist, den Körper mit Wasser zu versorgen, sondern auch bei einer jeden anstrengenden Wanderung oder Arbeit kann man die Erfahrung machen, daß der Hunger unschwer zu unterdrücken ist, während der Durst immer heftiger quält und immer dringender seine Befriedigung fordert. Woran liegt das? Denn eigentlich müßte ja für den Körper die Zufuhr von Nährstoffen, die er zur Aufrechterhaltung der Tätigkeit seiner Organe und zur Umsetzung

in lebende Materie bedarf, wichtiger sein als die Aufnahme von Wasser, das nicht zu den Nährstoffen gerechnet werden kann.

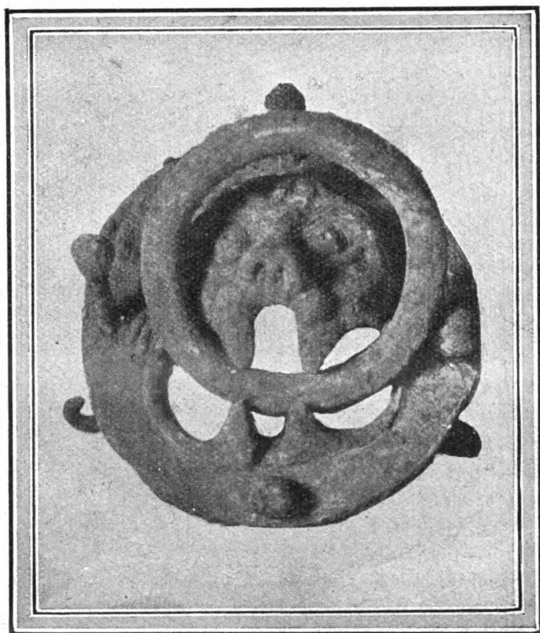
Die Beantwortung dieser Frage hängt mit unserer Körperkonstitution und mit den Aufgaben zusammen, die das Wasser im Haushalt unseres Körpers zu erfüllen hat. Unser Körper besteht zu sechzig Prozent aus Wasser, während zum Beispiel die echten Eiweißstoffe nur neun Prozent ausmachen. Schon dieses Verhältnis erfordert eine reichliche Flüssigkeitszufuhr. Das Wasser aber, mag es nun ein Bestandteil des Blutes, der Lymphe, der Verdauungssäfte oder des Zellengewebes sein, ist nicht nur das alleinige Lösungsmittel für die organischen Nährstoffe, die in unserem Körper kreisen, sondern auch ihr Transportmittel. Jede größere und andauernde Wasserentziehung muß demnach eine Hemmung in der Verarbeitung aufgenommener oder noch im Körper vorrätiger Nährstoffe im Gefolge haben, und sie erschwert es zugleich, die Nährstoffe an die Bedarfsstätten zu bringen. Aus diesen Gründen muß, wenn die Wasserentziehung eine hochgradige wird, eine schwere Stockung im Stoffwechsel eintreten, die dann eine entsprechende Beeinträchtigung der Tätigkeit der wichtigsten Organe nach sich zieht.

Dazu kommt noch, daß wir bei einer jeden anstrengenden Körperleistung durch die Lungenatmung, die Hautatmung und die Schweißabsonderung sehr bedeutende Wassermengen abgeben. Wie sehr die Tätigkeit unserer Organe durch eine stärkere Wasserentziehung gestört wird, können wir am fühlbarsten an unseren Speicheldrüsen in der Mundhöhle beobachten. Bei einer längeren Wanderung spüren wir eine lästige Trockenheit und ein unangenehmes Kratzen im Munde. Es rührt davon her, daß infolge mangelnder Wasserzufuhr und der hohen Schweißabsonderung, um nur diese zu nennen, die Flüssigkeitsmenge, die den Speicheldrüsen zur Verfügung steht, vermindert ist und darum die Speichelaussonderung beschränkt wird. Ähnlich aber verhält es sich mit anderen drüsigen Organen unseres Körpers.

Die Aufnahme von Nahrungsstoffen dagegen kann der

Körper deshalb zeitweilig unschwer entbehren, weil er im Fettpolster, sowie im Zellengewebesaft stets einen größeren Vorrat von organischen Nährstoffen besitzt. Th. S.

**Frühchristliche Altertümer.** — Eine blühende Handelsstadt war unter dem ägyptischen Herrschergeschlecht der Ptolemäer



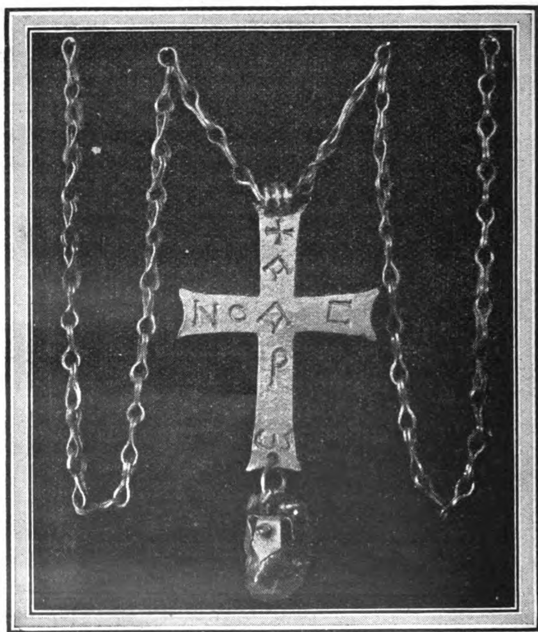
Phot. Paul Zepdst.

Bronzenes Türornament.

im dritten vorchristlichen Jahrhundert Abdulis am Roten Meer. Es lag bei Zulah am jetzigen Anneslеygolf. Hauptsächlich führte es Elfenbein, Felle und Sklaven aus. Eine zweite Blütezeit begann für Abdulis im zweiten Jahrhundert nach Christo unter der Regierung der Könige von Axum, die ihr Reich nicht nur über Abessinien, sondern auch über große Teile Arabiens aus-

dehnten. König Aizanes berief um 333 nach Christo die beiden abessinischen Apostel Frumentius und Ädesius, um das Christentum im Lande zu verbreiten. Das Reich erlag im siebenten Jahrhundert dem Ansturm des Islams, und damit sank auch Abdulis in Trümmer.

Auf der Ruinenstätte sind neuerdings Ausgrabungen ver-



Phot. Paul Zepdji.

Goldkreuz mit Kette aus Abdulis.

anstaltet worden. Man deckte zuerst einen Sonnentempel auf, der der Frühzeit der Ptolemäer angehört, und dicht daneben eine christliche Kirche aus der Zeit des axumitischen Reiches.

Unter den in den Resten der Kirche aufgefundenen Altertümern sind besonders zwei Stücke interessant. Das eine ist ein grotesker Kopf, der einen Ring zwischen den Zähnen

hält. Der Kopf, der aus Bronze hergestellt ist, diente als ornamentaler Schmuck der Kirchentür und war wohl zugleich ihr Griff, wie man ähnlich noch in späterer Zeit Löwenköpfe mit Ringen als Türgriffe verwendete. Das zweite Stück ist ein goldenes Kreuz an einer Kette. Es trägt die griechische Inschrift: Aron der Priester. Aron war vermutlich der Bischof von Abdulis. Der Technik nach gehören die Funde dem fünften oder sechsten Jahrhundert an. Th. S.

**Die Mutter Mac Mahons.** — Im Jahre 1807 lebte in der Stadt Hannover die Witwe des kurhannoverschen Hauptmanns Behne, in zweiter Ehe verheiratet mit dem englischen Maler und Sprachlehrer Arishol. Sie hatte aus erster Ehe drei Kinder, eine Tochter namens Emilie, ein junges Mädchen von außergewöhnlicher Schönheit, und zwei noch unerwachsene Söhne. Advokat Doktor Rautenberger, der Vormund, und Medizinalrat Hurlebusch, der Onkel der Kinder, sorgten für ihre gediegene Erziehung, und wie sie selbst glühende Franzosenfeinde waren, so suchten sie den Haß gegen die Unterdrücker der deutschen Nation in den jugendlichen Herzen zu erwecken. Als Emilie erwachsen war, nahm sie der Onkel zu sich ins Haus, und sie stand dem Hauswesen vor.

Eines Tages kam französische Einquartierung in die Stadt, und ein junger französischer Kriegskommissär wurde der Gast des Medizinalrates. Der Franzose zeichnete sich ebenso durch artiges, gewandtes, rücksichtsvolles Benehmen, als durch Stattlichkeit aus und verfehlte nicht, einen überaus günstigen Eindruck auf das Herz der schönen Wirtin zu machen, für die er selbst vom Augenblicke der ersten Begegnung an eine schwärmerische Neigung hegte. Was kommen mußte, kam: es entspann sich ein ernstes Liebesverhältnis zwischen den jungen Leuten, und ehe Onkel und Vormund eine Ahnung von der Sachlage hatten, waren die Liebenden schon miteinander im reinen und hatten sich gegenseitig das Gelübde ewiger Treue gegeben.

Aber bald trübten dunkle Wolken den Liebeshimmel, und ein furchtbares Ungewitter entlud sich über dem Haupte der schönen Frevlerin, die das Gebot: „Liebet eure Feinde!“ gar

zu wörtlich genommen hatte. Der Vormund hielt es für geraten, sein Mündel heimlich aus Hannover zu entfernen. Emilie wurde in aller Stille nach Rinteln gebracht und dort in ein Pensionat gesteckt. Der Franzose erfuhr aber bald, was geschehen war, und kaum hatte er den Aufenthalt der Geliebten erkundet, so reiste er ihr nach, und es gelang ihm, sie zu sprechen und sie zu bestimmen, mit ihm nach Frankreich zu entfliehen. Dort wurde Emilie Behne die Gattin des Kriegskommissärs Mac Mahon, dem zuliebe sie Heimat und Vaterland aufgegeben hatte.

Ihr Gemahl, ein Abkömmling schottischer Clans, vergalt ihr durch treue Liebe die gebrachten Opfer. Der im Jahre 1809 geborene Sohn des Kriegskommissärs Mac Mahon und der Hannoveranerin Emilie Behne war der spätere Präsident der französischen Republik, der Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta. C. T.

**Die Klage des Prügelmeisters.** — Erasmus Niening, der Stock- oder Prügelmeister in Krossen in Brandenburg, sollte pensioniert werden, wogegen er folgendes Gesuch einreichte: Allergnädigster Herr Refrendarii! Zu meiner lebenslänglichen Bekümmerniß vernehme ich seit gestern Abend, daß ich armer Invalide soll abkommen von meinem erlichen Stückchen Brot, und in die Marktmeisterei soll employiert werden mit Verlust meines treuen Dienstes als Stockmeister seit zweiunddreißig Jahr und habe zusehen müssen, wie der Veltner heut Morgen die Exekution vorgenommen ohne Einsicht und Umgang mit die Menschheit, daß es ein Gotteserbarmen. Daher ich gesagt: „Véltner, gieb mich die Peitsche, denn du kennst nicht den Commang.“ Worauf ich den Menschen nur dreimal angetippt, daß selbiger so laut aufgeschrieen, daß einen das Herz im Leibe lachte. Und Veltner sprach: „Siehe, du verstehst das Ding besser.“ Worauf ich kurz absolvirt und die fünfundzwanzig aufgezählt habe, ohne daß einer gefehlt hat.

So wollte den Herrn Refrendarii gebeten haben um Mitleid und Erbarmen mit einem alten Mann und Invalide seit dem Kartoffelkrieg, daß sie mich lassen mein einzig Bischen Vergnügen auf dieser Welt, weil ich doch hoch in die siebenzig,

und keinen hauen lassen als mich, nach meine schwachen Kräfte, so lange Gott noch schenkt Leben und Gesundheit zu das schwere Handwerk mit die Peitsche oder Ruthen. Wobei ich verspreche zu tun mein Möglichstes, daß Keiner klagen darf und Alle zufrieden gewesen sind und denken an mich alten armen Mann; nur Veltnern in die Marktmeisterei zu setzen bitte ich und lassen mich in die Justiz, wo ich gewohnt bin und jedem gegeben habe das Seinige, ohne alles Murren, von Glocke zehn an des Morgens bis alle abgefunden gewesen sind.

Ich alter Mann flehe erbarmungswürdig, mich nicht zu verstoßen, sondern in Ruhe fahren zu lassen in die Grube, so lange die Hand noch halten kann die Kantschuh von Nr. 1 bis 7, wobei ich nach Gewissen sorgen will für gute und frische Ruthen nach Befinden eines Criminalsenats, wobei ich verbleibe, Crossen, den 10. Juli 1823. Dero Invalide Niening. C. T.

**Churros und Bunuelos** (sprich Tschurros und Bunjuelos) sind zwei Gebäcke, die den Morgenimbiß der meisten Bewohner von Madrid bilden und beständig bis zum späten Abend auf den Straßen ausgerufen werden. Die Churros bestehen aus in Öl gebackenem und mit Zucker bestreutem Mehlteig in Form einer Schlinge. Bunuelos sind in Öl gekochte Windkringeln, die etwa die Größe eines Talers haben. Beide werden glühend heiß verzehrt. Der Arbeiter, der früh zur Fabrik geht, der Nachtwächter, der sich zur Ruhe nach Hause begibt, die Straßenkehrer, die Zeitungsjungen, die Droschkenkutscher, die Lumpensammler, die Milchhändler — kurz alle Frühaufsteher sind ständige Abnehmer der leckeren Ware, die von ihnen zu einem Gläschen Anisette verspeist wird. Der behäbige Bürger läßt sich die Gebäcke später in der Küche aufwärmen und verzehrt sie zu seiner dickflüssigen Schokolade.

Wer in aller Bequemlichkeit die Herstellung der genannten Backwerke beobachten will, der gehe auf die „Beobana“. Es ist dies eine Art Messe bei Fackel- und Laternenschein, eine echt spanische Belustigung, die an den Vorabenden aller hohen Festtage veranstaltet wird. Wie auf einem Jahrmarkt werden hier allerhand Waren feilgehalten, und Churros und Bunuelos sind natürlich nicht vergessen. Den Buden,

in denen diese gebacken werden, entströmen blaugraue Dunstwolken, von dem siedenden Öl herrührend; für spanische Nasen ist dies ein lieblicher Duft, während er den Ausländer zum Laufen bringen kann.

Das Backen geschieht auf folgende Weise. Neben dem siedenden Ölkessel steht ein mit gelblichem Teig gefüllter Backtrog. Ein Mann in weißer Schürze nimmt ein nußgroßes Stück Teig, gibt ihm eine abgeplattete, runde Form, macht ein Loch in die Mitte und wirft es ins Öl, wo es nur etwa eine Minute auf und ab tanzt und hierauf als goldgelber Bunuelo, an einem Eisendraht aufgespießt, hervorgezogen wird. Es wird mit Zucker bestreut und sofort gegessen.

Die Churros sind von demselben Teig, aber ihre Herstellung ist eine andere. Der Bäcker hat ein Instrument, einer großen Spritze ähnlich; die Spritze wird mit dem dünnen Teig gefüllt und dieser in fingerdicken Strahlen in das glühende Öl gespritzt. Die so hergestellten Churros überstreut man gleichfalls mit Zucker. Wer diese Gebäcke sofort verzehren will, dem werden sie, damit er sich nicht die Finger verbrennt, auf eine Binse gezogen überreicht.

Das Getränk dazu ist ein starker Schnaps, den selbst Damen nicht verschmähen, da ohne einen solchen die heiße Backware kaum zu verdauen wäre.

Churros und Bunuelos stammen wie die meisten spanischen Süßigkeiten von den Arabern. Man erzählt sich da folgendes Geschichtchen. Als Granada noch nicht von den christlichen Herrschern eingenommen worden war, lebte in der Alhambrastadt eine Maurin, die den Ruf hatte, die besten Churros und Bunuelos zu backen. Das raubte der Königin Isabella den Schlaf, denn sie hätte so gern von dem köstlichen Backwerk gegessen, und mit allem Eifer beschleunigte sie die Belagerungsarbeiten, in der Hoffnung, bald der geschickten Kuchenbäckerin habhaft werden zu können. Aber ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Einst klagte sie dem tapferen Gonzalo de Cordoba ihr Leid. Gonzalo, dem kein Unternehmen zu schwer war, schlich sich am folgenden Tage, als Maure verkleidet, in Granada ein, und es gelang ihm in der

Tat, die Kuchenbäckerin zu entführen und ins spanische Lager zu bringen. Isabella soll darüber so erfreut gewesen sein, daß sie ihre Juwelen veräußerte und mit dem Erlöse dem Kolumbus die Mittel zu seiner Entdeckungsfahrt nach Westindien lieferte.

So haben die Churros und Bunuelos, ohne daß die Welt eine Ahnung davon gehabt, eine weltgeschichtliche Rolle gespielt. O. v. B.

**Ein alter Brief.** — In Marseille liegt, noch geschlossen und mit dem königlichen Wappen gesiegelt, ein Brief, der vor 279 Jahren abgesandt wurde und noch immer seinen Bestimmungsort nicht erreicht hat. König Ludwig XIII. hat dieses ehrwürdige Schriftstück an den „sehr hohen, ausgezeichneten, mächtigen, großherzigen und unbesieglichen großen Kaiser der Muselmänner — den Sultan Amurath, der überreich ist an Ehre und Tugend, unseren liebsten und vollkommenen Freund“, im Jahre 1631 abgesandt. Der Brief war der Handelskammer von Marseille zur Beförderung anvertraut, die damals über die zuverlässigsten und schnellsten Kuriere zwischen Frankreich und der Levante verfügte. Die Pest, die in jenen Jahren die Stadt heimsuchte, hatte den Postdienst indessen gestört, und so kam es, daß der Brief unbefördert im Hause der Handelskammer liegen blieb. Man vermutet, daß Ludwig XIII. den Sultan darin um die Erlaubnis bat, daß die Schiffe von Marseille in den türkischen Häfen die notwendigsten Lebensmittel aufnehmen dürften. O. v. B.

**Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht bei Hemmingstedt.** — Das umstehend abgebildete Denkmal ist zu Ehren des alten Heldenruhms der Dithmarschen errichtet worden, die im Mittelalter so lange gegen die Dänen ihre Selbständigkeit zu wahren wußten. Das Land Dithmarschen umfaßt den westlichen Teil von Holstein zwischen Elbe, Nordsee, Eider und Gieselau und ist durch Deiche vor Überschwemmungen geschützt. Das fruchtbare Marschland, durch viele Kanäle entwässert, ist mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet; die Kanäle und Deiche erschweren feindliche Angriffe. Hier hat sich ein eigentümlicher, kraftvoller Volksschlag erhalten, der

im zwölften Jahrhundert durch die Vermischung der einheimischen Sachsen mit Kolonisten aus Friesland entstand, welche der Bischof von Bremen dorthin brachte. In dem Krieg des Dänenkönigs Waldemar II. gegen den Bischof von Bremen und die Grafen von Holstein behaupteten die Dithmarschen heldenhaft ihre Unabhängigkeit, die sie erst in der Schlacht bei



Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht bei Hemmingstedt in Dithmarschen.

Heide einbüßten. Damals sahen sie sich genötigt, den König von Dänemark als Oberlehnsherrn anzuerkennen, und seitdem hat der frühere Bauernfreistaat das Schicksal Holsteins geteilt.

Vorher aber hatten sie noch einmal siegreich einer starken dänischen Heeresmacht getrotzt. Über dreißigtausend Mann führte der Dänenkönig Johann heran. Die Dithmarschen zogen sich vor dem ersten Angriff zurück, warfen bei Hemmingstedt eine Schanze auf, wählten einen ihrer Landesältesten,

Wolf Isebrand, zum Führer und fanden in einer kühnen Jungfrau, deren Wesen uns an Jeanne d'Arc erinnert, mit Namen Telse aus Hohenwörden, eine begeisternde Trägerin für ihre Fahne. Nach dem feierlichen Schwur, zu siegen oder zu sterben, gelang es ihnen, das feindliche Heer in die Moräste zu treiben und hier durch Öffnung der Schleusen zu vernichten. Dieser Entscheidungskampf fand statt am 17. Februar 1500.

Das Denkmal ist auf dem Dusenddüwelswarf (Tausendteufelhügel) bei Hemmingstedt errichtet. Breite Stufen führen auf den kraftvoll aus starken Quadern errichteten Unterbau, auf dem, von vier mächtigen Säulen getragen, ein gewaltiger Granitblock ruht. Dieser Block, ein Symbol der Volkskraft, ist von dem einige Meilen entfernten Gudendorfer Vierth dahin geschafft worden. J. P.

**Ein unaufgeklärtes Geheimnis.** — Wie Mark Twain einen Reporter in die Flucht schlug, ist entschieden nachahmenswert. Der Zeitungsmann war erschienen, um den großen Humoristen über die Einzelheiten seines Familienlebens auszuforschen.

„Sind Sie das einzige Kind Ihrer Eltern oder haben Sie Brüder und Schwestern?“ leitete er sein Examen ein.

„Es ist mir leider unmöglich, mich daran zu erinnern.“

„Wie? Ist jenes Bild dort an der Wand, das Ihnen so außerordentlich ähnelt, nicht ein Bild Ihres Bruders?“

„Ach ja, jetzt geht mir ein Licht auf. Das ist William, der arme William, der arme Bill, wie man ihn zu nennen pflegte.“

„Ist er denn tot?“

„Gewiß, oder vielmehr ich nehme das an. Es ist ein Geheimnis bei der Sache. Wir waren nämlich Zwillinge, der verstorbene Bill und ich. Eines Tages — wir waren kaum zwei Wochen alt — vertauschte man uns im Bade. Einer von uns ist dann gestorben, aber wir wissen nicht, wer es war. Die einen glauben, es sei Bill, die anderen, ich sei es gewesen. Aber jetzt will ich Ihnen ein weiteres Geheimnis sagen, das bis heute noch nicht aufgeklärt worden ist: Einer von uns trug ein sehr sichtbares Muttermal auf dem linken Handrücken. Das war ich, und dieses Kind ist — gestorben. Ich bin also gar nicht ich, wenigstens weiß ich es nicht.“

Der Reporter hatte bereits unauffällig seinen Hut genommen und schlich sich jetzt rückwärts zur Tür hinaus. O. v. B.

**Die Rose in der Küche.** — Die Rose ist seit den ältesten Zeiten der Liebling der Völker gewesen, und fast bei allen ist die Königin der Blumen in das menschliche Leben hineingezogen worden. Rosen standen an der Wiege, Rosen schmückten die Jugend, Rosen umdufteten den Traualtar, Rosen bildeten den Schmuck der Feste, Rosen wurden aufs Sterbelager gestreut.

Gegenüber dieser poetischen Bedeutung ist von ihrer praktischen Verwendung nur selten gesprochen worden, und doch hat die Rose sogar in der Küche von jeher eine Rolle gespielt. In Griechenland allerdings nicht, sondern erst im schlemmerischen Rom. Betreffs der römischen Kochkünstler schreibt Seneca: „Der Ausfall ihrer Küchenkünste hing von der Zufuhr von Rosen ab.“ Es gab Rosenpudding, Rosenkonfitüren, Rosenhonig. Besonders aber wurden Rosenblätter dem Wein beigemischt. Vielleicht hatte ein Zufall zu diesem Brauch geführt. Fanden in Rom die berühmten wie berüchtigten, so oft geschilderten Gastmähler statt, dann wurde der Festsaal in verschwenderischer Weise mit Rosen dekoriert. Rosen prangten auf der Tafel, Rosenkränze zierten die Gäste, Rosenblätter bedeckten Polstern gleich die Fliesen und waren auf die Lagerkissen gestreut, Rosen schmückten die Weinschale, aus der man sich zutrank. Sollte da nicht einmal ein heißblütiger Verehrer eine Blüte aus seinem Rosenschmuck über dem Becher entblättert und diesen auf das Wohl seiner schönen Nachbarin geleert haben? Könnte dieser Scherz nicht Nachahmer gefunden haben und so allgemein Brauch geworden sein?

Rosenwein war nämlich im alten Rom so beliebt, wie es bei uns der Maiwein ist. Jedenfalls berichten die Chronisten dieses Landes, daß ein vornehmer Patrizier gelegentlich eines Festes, das er veranstaltete, über vier Millionen Sesterzen für Rosenwein ausgab. Kaiser Heliogabal, der große Schlemmer, ließ sogar seine Fischteiche mit Rosenwein füllen und, nachdem er darinnen gebadet, jenen an das Volk verschenken. Er rühmte sich auch, Rosenwein durch einen Zusatz von Pinienzapfen wohlschmeckender gemacht zu haben.

Über die Herstellung des Rosenpuddings enthält das Kochbuch des Schlemmers Apicius ein Rezept, das wir hier nicht unerwähnt lassen möchten. Man nimmt gereinigte Rosenblätter, schneidet das Weiße am unteren Ende ab und zerstößt sie in einem Mörser, indem man eine pikante Soße hinzufügt. Welcherart diese sein soll, ist leider nicht angegeben. Darauf preßt man den Rosenbrei durch ein Sieb, nimmt vier Kalbsgehirne, die gut gesäubert sind, streut ein Quentchen gestoßenen Pfeffer und Salz darauf und rührt den Rosensaft, sowie acht Eier, anderthalb Glas guten Wein, ein Glas Rosinenwein und einige Löffel feinstes Öl hinein. Alsdann streicht man die Puddingform reichlich mit gutem Öl aus, tut die Masse hinein und läßt sie im Ofen backen.

Auch das deutsche Mittelalter wollte die Rose in der Küche nicht missen. Namentlich war es das Rosenwasser, das Verwendung fand. Es werden größere und kleinere Gaben davon Suppen, Ragouts und Soßen beigemischt, wie das Rebhuhn in Rosensoße gebraten wurde. Auch wurden im Mittelalter Rosenblätter mancherlei Backwerk zugesetzt, welcher Brauch sich in Süddeutschland bis in unsere Tage erhalten hat, so im bayrischen Rosenschnitz, einem leichten Backwerk, dem weiße Rosenblätter eingemengt werden. Der Zusatz irgend eines Rosenpräparates zu den Speisen war übrigens so allgemein geworden, daß ein Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts, Arnold de Villeneuve, es tadelt, Eßwaren mit anderen Würzen als Salz, ein wenig Wein und Rosenwasser schmackhaft zu machen.

Heute findet Rosenwasser zu derartigen Zwecken, außer in China, wo man es zur Bereitung der Rosenbutter gebraucht, wohl nur noch Anwendung bei der Herstellung von Rosenbonbons und Rosenlikör. Von letzteren gibt es eine ganze Reihe, vom farblosen bis zum rosenroten, so Crême de roses, Huile de roses, Rosa bianca, Crême de roses de Bassora, Crême de la rose mousseuse, Eau de rose, Breslauer Rosenlikör, französischer Rosenlikör, Roses du printemps.

Der Rosoglio der Italiener hat mit der Rose eigentlich nichts zu schaffen, obschon man ihn fälschlich Rosenlikör nennt. Er ist eine Erfindung des Chemikers und Alchimisten Alleardus

von Villanova, der gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts als Professor in Barcelona lebte. Später wandte er sich nach Italien und destillierte hier aus dem Sonnentau (Drosera rotundifolia), früher als Herba Rosella offizinell, sein berühmtes Goldwasser, das wider alle Krankheiten dienlich sein sollte. Als wohlschmeckender Likör wurde es bald unter dem Namen „Rosoglio“ (ros solis = Sonnentau) bekannt und ist heute noch in Italien populär.

Im Süden wie im Morgenlande kommt die Rose ebenfalls nur noch in vereinzelten Fällen als Genußmittel in Betracht. Der von den Bienen aus den Blättern der in Griechenland wachsenden immergrünenden Rosen gesammelte Honig riecht angenehm nach Rosen und heißt deshalb auch Rosenhonig. Er wird als Seltenheit auch nach dem übrigen Europa versandt; als Griechenland aber noch unter der Herrschaft der Türkei stand, mußte aller Rosenhonig an das Serail des Sultans abgeliefert werden. Aus Rosenblättern und Sirup bereiten die Griechen auch ihren Rosenzucker, der besonders von großer Güte aus Ägypten und Kleinasien in den Handel kommt und eine der vornehmsten Konfitüren der Orientalen ist, und einer der beliebtesten Duftspender der Morgenländer ist der Rosenessig, der teils als Zusatz zum Salat, teils bei Krankheitsfällen und Ohnmachten als stärkendes und reizendes Mittel benützt wird. Er wird gewonnen, indem man ein Viertelkilo frischer roter Rosenblätter mit einem Kilo heißen Essigs einige Stunden digeriert, darauf durchgießt und filtriert. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Rose auch als Surrogat herhalten muß, da mit den Blättern der Teerose der chinesische Tee wohlriechend gemacht wird. C. Sch.

**Das Wörtchen „machen“**, das der Deutsche in der Umgangssprache so überaus oft anwendet, gab dem ehemaligen Rektor Ilgen in Schulpforta Veranlassung zu folgender Probe: „Früh wenn es Tag macht, macht sich der Bauer aus dem Bett heraus. Er macht die Kammertür auf und macht sie wieder zu, um sich an das Tagewerk zu machen, dessen Anfang damit gemacht wird, daß man Feuer macht, um vor allen Dingen Kaffee zu machen. Das Weib macht indessen

die Stube rein und macht Ordnung und macht sich die Haare. Wenn sie lange macht, macht ihr Mann ein böses Gesicht. Daraus macht sie sich nun freilich nicht viel, aber gutes Blut macht es doch auch nicht, wenn einem immer die Bemerkung gemacht wird: ‚Mach, daß du dich fertig machst; ich kann sonst vor Ärger nichts machen!‘ Als er sich endlich auf den Weg machen will, um auf den Buttstädter Jahrmarkt zu machen, macht es ein so greuliches Schneewetter, daß er nicht weiß, was er machen soll und sich schließlich auf die Beine macht und wieder heim macht. — Ei, so macht doch, ihr Deutschen, eurer verwünschten Macherei ein Ende, es möchte sonst den Ausländern Freude machen, euch das Volk der ‚Gemachtmachenmacher‘ zu nennen!“ C. T.

**Der Brauch des Vielliebchenessens** stammt aus der Rheingegend. Hier war es um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts Sitte, daß in den Dörfern und Landstädten am Sonntag Invokavit den jungen Männern die Mädchen als „Liebchen“ oder „Vielliebchen“ scherzweise zugeteilt wurden. Wenn dem Burschen das betreffende Mädchen gefiel, so ging er am folgenden Sonntag zu ihm, um mit ihm die „Bretzel zu brechen“. Zuweilen brachte er ihm auch ein kleines Geschenk mit, und das Paar redete sich einige Zeit hindurch mit Vielliebchen an. Als der Brauch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Volk ausartete, wurde er polizeilich verboten.

Dafür fand er jetzt aber in den feinen Gesellschaftskreisen Eingang. Zunächst beschränkte man sich darauf, am Neujahrsabend in Gesellschaft mit einer Dame die „Bretzel zu brechen“ und sie dadurch zum Vielliebchen zu erwählen. Später trat an die Stelle der Bretzel der Doppelkern einer Mandel, und zugleich hielt man sich nicht mehr an den Neujahrstag, sondern aß das Vielliebchen auch bei anderen festlichen Veranstaltungen. Th. S.

**Ein Haus aus einem Stein erbaut.** — In Höngg, einem Pfarrdorf im Kanton Zürich am rechten Ufer der Limmat, wurde im Jahre 1674 ein zweistöckiges Haus, welches später dem Grafen Benzel-Sternau gehört hat, aus einem einzigen Stein erbaut. Es war dies der sogenannte „rote Ackerstein“,

einer jener kolossalen erratischen Blöcke, der „Findlinge“, welche in unvordenklicher Zeit durch Gletscher an ihre jetzigen Fundorte befördert wurden und uns jetzt noch zeigen, wie weit sich ehedem die Gletscherwelt erstreckte. Das erwähnte Haus trägt die Inschrift:

Ein großer roter Ackerstein,
In manches Stück zerbrochen klein
Durch Menschenhänd' und Pulversg'walt,
Macht jetzund dieses Hauses G'stalt,
Vor Unglück und Zerbrechlichkeit
Bewahr es Gottes Gütigkeit. C. T.

**Ein Mittel gegen Halsschmerzen.** — Der Bürgermeister eines amerikanischen Städtchens, zugleich eifriges Mitglied des Mäßigkeitsvereins, litt an Halsschmerzen, und der Arzt gab ihm den Rat, einmal ein recht steifes Glas Grog zu trinken.

„Aber Doktor,“ meinte der brave Mann, „ich habe zeit meines Lebens der Gemeinde Enthaltsamkeit von geistigen Getränken gepredigt und sollte ihr nun ein so schlechtes Beispiel geben!“

„Ach was!“ unterbrach ihn der Doktor. „Verlangen Sie doch einfach heißes Wasser zum Rasieren. Den Rum können Sie ja vor der Haushälterin versteckt halten.“

Der Bürgermeister unterwarf sich nur seufzend dem Ratschlag. —

Nach einem Vierteljahr ging der Arzt wieder einmal am Hause des Bürgermeisters vorüber und sah die alte Haushälterin mit kummervollem Gesicht in der Tür stehen.

„Nun, wie geht's denn Ihrem Herrn?“ fragte er.

„Ach, Herr Doktor,“ lautet die Antwort, „der ist verrückt geworden!“

„Wieso?“ entgegnete jener bestürzt.

„Ja, denken Sie sich — er rasiert sich jetzt täglich zehnmal!“ W. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

